

Rottenburger Advent

Weihnachtsgeschichten
aus vergangenen Tagen



Liebe Leserin, lieber Leser,



Mit der Veröffentlichung des Rottenburger Adventskalenders geht für mich ein langgehegter Traum in Erfüllung. Weihnachtsgeschichten, die im vergangenen Jahrhundert im „Rottenburger Anzeiger“ veröffentlicht wurden, und Winterbilder der Kirchen und Kapellen, die im Gebiet der Stadt Rottenburg beheimatet sind, habe ich gesammelt, bzw. fotografiert. Der Kalender soll Sie einstimmen auf das kommende Weihnachtsfest, für das ich Ihnen schon heute frohe und besinnliche Feiertage wünsche.

Franz Moises
Heimatforscher, Rottenburg a.d.Laaber



Liebe Leserinnen und Leser,

es gibt einzelne Jahreszeiten, die uns in eine ganz besondere Stimmung versetzen. Weihnachten gehört zweifelsohne zu diesen Jahreszeiten. Weihnachten mit der Geburt Jesu Christi ist nicht nur ein Hochfest in der katholischen Kirche. Weihnachten ist einerseits Neuanfang, andererseits aber auch Zeit um inne zu halten, auf das abgelaufene Jahr zurück zu blicken oder Bilanz zu ziehen. Für Jung und Alt ist Weihnachten ein Fest der Freude und der Liebe. Deshalb gibt es an Weihnachten auch meist Geschenke, was gerade den Kindern Freude bereitet.

Weihnachten sollte auch die Zeit der Besinnung, die sogenannte staade Zeit sein. Leider entwickelt sie sich viel zu häufig in die hektischste Zeit des Jahres.

Vielleicht kann der Rottenburger Adventkalender ein wenig dazu beitragen hin und wieder zur Ruhe zu kommen, sich vom Alltag abzulenken und sich auf das Weihnachtsfest einzustimmen, indem man Geschichten aus diesem „Werk“ liest, für sich oder gemeinsam in der Familie. Im Übrigen ist der Kalender nicht nur für ein Weihnachten. Alle Jahre wieder kann er zur Adventszeit dazu beitragen, sich aufs Christkindl einzustimmen.

Ein herzliches Vergelts Gott gilt Franz Moises für sein unermüdliches Engagement, indem er die vielen Geschichten und Bilder zusammengetragen und damit diesen Kalender gestaltet hat.

Mein Dank gilt auch den Sponsoren und allen Erwerbern, die mit Ihrem Beitrag diesen Adventkalender ermöglicht haben und unsere Ambulante Alten- und Krankenpflegestation in besonderer Weise unterstützen.

Ihnen liebe Leserinnen und Leser wünsche ich nun viel Vergnügen und Freude mit den zahlreichen Weihnachtsgeschichten.

Ihr

Alfred Holzner
1. Bürgermeister



Hauskapelle St. Sebastian in Ried, erbaut im Jahre 1864 von der Familie Kolbinger.

1. DEZEMBER

Das verlorene Christkind

Zu allen Zeiten sind die Kinder heilfroh, wenn die Weihnachtsferien beginnen, und diese Freude macht sich Luft nach der letzten Unterrichtsstunde. Gerade dem Schulgebäude entronnen waren die Kinder schon eingehüllt von den heiligen Geheimnissen des nahenden Festes. So erging es auch dem kleinen Toni und seinem Freund Max. Als sie die unumgängliche Schneeballschlacht hinter sich hatten, machten sie sich eilig auf den Heimweg, und da hatten sie sich noch so einiges zu sagen: „Was bringt dir das Christkind“, fragte Toni. „Keine Ahnung“, lachte der. „Was hast du denn für einen Wunschzettel geschrieben?“ „Ich habe keinen geschrieben, meine Eltern wissen schon was ich brauche.“ „Ja, aber das Christkind weiß es vielleicht nicht.“ Da warf sich Max mächtig in die Brust und setzte eine sehr belehrende Miene auf: „Sag mal, glaubst du denn noch an das Christkind?“ „Warum sollte ich nicht an das Christkind glauben?“ „Na, ich habe dich für gescheiter gehalten, es gibt doch gar kein Christkind.“ „Natürlich gibt es ein Christkind, meine Mutti hat mir das gesagt, und meine Mutti lügt nicht.“ Sie waren an der Wohnung von Toni angekommen und Max kam gar nicht mehr zu Wort, so schnell war der Freund jetzt die Stiege hinaufgerannt. „Du, Mutti der Max sagt, es gibt kein Christkind?!“ Toni sah in die Augen seiner Mutter, und schon wusste er, dass Max recht hatte und er, ja, er hatte sein Christkind verloren, ein himmlisches Wesen, das er stets um sich fühlte, und er sagte sich, wenn es kein Christkind gibt, gibt es auch keine Engel, und er fühlte sich einsam, denn er wusste, dass sie nun nicht mehr um sein Bettchen stehen, nicht mehr ihn über die Straße geleiten, nicht mehr seine bösen Träume verjagen würden. Und das vor dem Heiligen Abend! Die ersten Tränen liefen ihm über die Backen, und ehe die Mutter zu einer Erklärung ansetzen konnte, war er in das Wohnzimmer gelaufen und setzte sich weinend in den stillen dunklen Erker. Es dauerte nicht lange, da fielen ihm die Augen zu, und er befand sich ganz plötzlich mit Max am Flussufer und spielte, wie oft schon. Breit und behäbig zog der Fluss seine große Schleife um die Stadt, und die Sandhänge leuchteten purpurn im Schein der untergehenden Sonne. Toni baute eine Sandburg und Max zog Wassergräben, beide sprachen wenig, es waren echte Buben, die echte, wortkarge Männer markierten. Mit einmal aber schwoll der Fluss an und wurde zum Strom. Toni stand knietief im Wasser, die Füße sanken immer tiefer ein. Strudel zerrten ihn hin und her. Als er sich umblickte, sah er Max, der lachend am Ufer stand und auf ihn zeigte. Toni schrie jetzt seiner Mutter, seinem Vater, er schrie um Hilfe, die Angst, würgte ihn, er zitterte am ganzen Körper. Schon hatte das Wasser die Sandberge erreicht und begann diese zu untergraben. Hoch oben aber auf einer der Anhöhen erschien eine schöne Gestalt im weißem Kleid, mit einem goldenen Schein um das Haupt: Das Christkind!

Da streckte er die Hände aus und flehte hinauf zu der strahlenden Erscheinung, aber immer wieder hörte er Max vom Ufer herüberrufen: „Es gibt kein Christkind! Es gibt kein Christkind!“ Da kam der Sand ins Rutschen, wie eine Lawine wälzten sich die Massen auf Toni zu, sein Christkind wurde gestürzt, der Strom tobte. Sand und Wasser überspülten den Buben, der durch den eigenen Schrei des Entsetzens erwachte. Als er aber, noch von Schrecken erregt, die Augen auftrat, schaute er, durch eine offene Tür ins Kinderzimmer, den Glanz eines hohen, brennenden Weihnachtsbaumes und er sah auch, wie diese Pracht auf das kleine Kruzifix in seinem Erker fiel, und da ahnte er etwas von einem Christkind, das niemals verloren geht, wenn man die Türe des Herzens aufzut, um das ewige Licht der Heiligen Nacht zu schauen.
R.D.



Das Christkind und die Rentenmark

Das Christkind schickte sich an die Weihnachtseinkäufe für die deutschen Kinder zu machen. Es ist nämlich schon seit langer Zeit eine Tradition, die Weihnachtsgeschenke in dem Lande zu kaufen, um sie dann den Kindern zu schenken. Allerdings hat das Christkind schon mehr als einmal die Wahrnehmung gemacht, dass die Kinder viel lieber nach den Spielwaren greifen, die den Stempel „Made in Germany“ (deutsches Fabrikat) tragen. Aber solange jede Nation hochmütig auf die anderen herabblickt, ist es auch dem Christkinde nicht möglich, mit der herkömmlichen Praxis zu brechen. Aber wenigstens unsere Kinder sollten diesmal, so war es des Christkinds Herzenswunsch, recht viele schöne Spielwaren und noch dazu eine Menge anderer guter Sachen bekommen, da sie ja infolge des Krieges nur sehr dürftig beschenkt werden konnten. Das himmlische Kind begab sich also zu seinem Vater, der auf einem hohen goldenen Throne saß und sprach: „Lieber Vater, heute musst du mir Deinen ganzen Vorrat an deutschem Geld geben, damit ich für meine lieben deutschen Kinder einmal tüchtig einkaufen kann“. Da ging ein schmerzliches Zucken über das majestätische Angesicht Gottvaters und er entgegnete: „Dein Wunsch soll dir erfüllt werden mein liebes Kind. Wenn auch in Deutschland jetzt eine Preissenkung eingetreten ist, so fürchte ich sehr, dass du trotz der 3 Lastkraftwagen voll Geld, die du mitbekommen wirst, recht wenig einkaufen kannst. Aber probiere immerhin dein Glück!“. Fünf Minuten später stand das Christkind in der Spielwarenabteilung eines großen Münchner Kaufhauses. Bald hatte es ganze Berge von herrlichen Spielwaren und was sonst noch ein Kindesherz entzücken kann, ausgesucht. Der Chef des Hauses hatte telefonisch die Mitteilung erhalten, dass das Christkind zum Einkaufen im Geschäft anwesend sei. Er begrüßte das Christkind persönlich und meinte, dass es in diesem Spielwarengeschäft hohe Rabatte bekomme, damit alle Kinder in unserem Land ein Geschenk erhalten. Das Christkind drückte ihm also die Hand und sprach: „Mein lieber Herr, ich fürchte sehr, dass heuer von ihrem Lager nichts mehr übrig sein wird, wenn meine Einkäufe beendet sind. Ihre Waren sind so entzückend wie noch nie zuvor. In meinen Auto`s habe ich ganze Berge von Milliarden“. „Berge von Milliarden“, stöhnte erschrocken der Chef. „Weiß man denn im Himmel noch nicht, dass wir seit Wochen schon zur Rentenmarkrechnung übergegangen sind?“ „Nein woher auch“ sprach erschrocken das Christkind. „Ich habe sehr große Summen an Papiermark bei mir, aber soviel ich weiß, keine einzige Rentenmark. Sie wissen selbst, dass die Gelder, die mir zu meinen Einkäufen zur Verfügung stehen, von den Sammlungen herrühren, die an den Sonntagen in den Kirchen vorgenommen werden“. „Ich begreife,“ stöhnte der Chef von neuem. „Hoheit ich bin bereit, Ihnen die allergrößten Konzessionen zu machen, wenn ich nur wüsste, wie viel...?“ „Ach“, entgegnete das Christkind, „das werden wir gleich haben, lassen Sie doch einmal ein halbes Dutzend ihrer Angestellten das Geld abzählen“. Der Chef ließ sofort durch sieben kräftige Männer die Milliardenerschätze aus den Autos ins Kontor tragen und schon waren auch 100 Ladenfräuleins mit dem Geldzählen beschäftigt. Nach drei Tagen waren sie fertig. Es stellte sich heraus, dass dem Christkind drei Billionen zur Verfügung standen. „Und was kann ich für die drei Billionen kaufen“, fragte das Christkind. „Wenn ich es der Wahrheit gemäß sage“ entgegnete der Kaufmann, „höchstens eine Puppe und die nicht einmal von einer anständigen Qualität“. Da fing das Christkind zu weinen an und kehrte tiefbedrückt in den Himmel zurück. Aber, es wäre nicht das Christkind, wenn es keine andere Lösung gäbe. Das Christkind wandte sich an alle Spielzeugfabriken im Lande, sie mögen doch dieses Jahr Spielzeug für unsere Kinder spenden, damit das Weihnachtsfest in diesem Jahr noch statt finden kann. ihre Bitte wurde erhört, so dass alle Kinder in unserem Land unter dem Weihnachtsbaum ihre Geschenke fanden.



Die Nebenkirche St. Thomas in Thomaszell wurde im 18. Jahrhundert erbaut.

2. DEZEMBER

Hubert Herburgs Weihnachtsglück

Von Paul Schmidl

In der Heidemühle stand das Barometer am Tage vor dem Heiligen Abend mal wieder auf Sturm. Schon am Morgen merkten es die Knechte und spuckten sich deshalb bei der Brotzeit, und die Mägde klapperten mehr als nötig mit den Milchkannen, um ihre Geschäftigkeit unter Beweis zu stellen. Jeder einzelne in der Mühle wusste es, dass schlechtes Wetter im Anzug war, sobald der Heidemüller die alte verwitterte Schirmmütze trug, von der niemand sagen konnte, welche Farbe sie in früheren Zeiten einmal gehabt haben mochte. Liesel, die schöne Müllers Tochter, lief mit ganz verweinten Augen herum. Die halbe Nacht hatte sie in Tränen wachgelegen. Es war die im Leben so häufig wiederkehrende Geschichte: den sie heiraten sollte, den wollte sie nicht, und den sie wollte den sollte sie nicht nehmen. Und so hatte es am Abend vorher eine gehörigen Krach gegeben zwischen ihr und ihrem Vater, aus dessen Reden sie vernommen hatte, dass der Erbe vom Buchenhof nun endlich wissen möchte, woran er eigentlich ist, und er deshalb am ersten Weihnachtstage um ihre Hand anhalten werde. Liesel war der Schreck in alle Glieder gefahren. Der Vater hatte bei ihrer Auseinandersetzung es verstanden, die gute Partie, die sie machen würde, ins rechte Licht zu setzen. Aber trotz alledem würde die Liesel dem Fritz Ahlers niemals ihr Jawort geben. In hellen Zorn hatte sich der Vater hineingeredet: aber das Mädels beharrte auf seinem Standpunkt. Donnernd hatte er die Tür ins Schloss geworfen und sein Lager aufgesucht. Liesel saß noch lange auf ihrem Platz, hatte den Kopf auf das Nähtischchen gelegt und schluchzte zum Herzerbrechen. Ja, wenn die Mutter noch leben würde, die würde ihr Verständnis entgegenbringen. Zwar sorgte der Vater für sie und erfüllte ihr sonst alle ihre Wünsche; aber er hatte sich keine Mühe gegeben, einen tieferen Einblick in die Seele seines Kindes zu bekommen. Darum konnte er es auch nicht verstehen, dass sein Mädels diese Partie ausschlug und einen anderen vorzog, den jungen Förster vom Hirschgrund. Hubert Herburg weilte erst seit Anfang des Jahres in ihrer Gegend. Liesel war ihm schon oft begegnet; denn das Forsthaus lag ja kaum eine halbe Stunde von der Mühle entfernt, und außerdem grenzte das Revier des Försters mit den Äckern und Wiesen des Müllers zusammen. Wenn Hubert Herberg von seinen Dienstgängen kam, hatte sie ihn schon des Öfteren getroffen, als Liesel mit ihren Blumen im Vorgarten beschäftigt war. Die beiden jungen Menschenkinder plauderten dann gern ein Weilchen miteinander.

Dem Vater aber passte das Getue der beiden nicht in den Kram. Als einziges Kind des Heidemüllers konnte Liesel ganz andere Ansprüche stellen. Und sein Lieblingsgedanke war es von jeher gewesen, sie einmal als Herrin auf dem Buchenhof zu sehen. Obwohl der Müller mit großer Liebe an seinem Kinde hing und alles tat, was er ihr von den Augen ablesen konnte, wollte er doch diesmal seinen Willen durchsetzen.

Der Winter war in diesem Jahr als ein recht gestrenger Herr aufgetreten und hatte viel Schnee und reichlich Kälte gebracht. Hubert Herburg ließ am Morgen durch den Knecht den großen Schlitten vollladen mit Kleeheu, Hafergarben, Rüben und Kartoffeln. Es war ja heute Heiliger Abend, und da sollte sein Wild nicht Not leiden. Von Futterplatz zu Futterplatz fuhr er mit dem alten Christian, und überall steckten sie die Kausen voll und füllten die Tröge. Es war beiden eine wahre Herzensfreude, für die hungernden Tiere zu sorgen.

Im entferntesten Revierteil hatten sie den Schlitten geleert, setzten die Pleisen in Brand und hüllten sich in warme Decken, denn nun sollte es heimwärts gehen. Ein schneidender Ostwind fegte durch den Forst. Tief verschneit standen die Tannen, ihre Zweige gebeugt unter der Schneelast. Ein herrliches Bild, der Wald in seinem Winterschmuck! Schräg fallen schon die Strahlen der Sonne durch die Stämme. Hubert Herburgs Gedanken eilen voraus und weilen bei dem herzigen Blondkopf in der Heidemühle. Er wird heute Abend, wenn unter jedem Dach Freude herrscht, einsam sein. Und gerade heute sehnt er sich doch so nach ein wenig Liebe: denn das Leben hat ihn bisher nicht gerade sanft angefasst; mehr als nötig hat es ihn gerüttelt und geschüttelt. Ein ganz leiser Schimmer von Hoffnung, die Liesel einmal in sein stilles Försterhaus heimzuführen, ist wohl in ihm; aber er kennt den Widerstand des Heidemüllers und weiß nicht, ob das Mädels sich den Gründen des Vaters auf die Dauer wird verschließen können und seinem Drängen noch lange standhält.

Hubert Herburg ist so mit sich und seiner großen Liebe zu Liesel Wulfert beschäftigt, dass er kaum merkt, wie der Knecht plötzlich die Pferde anhält und mit der Peitsche schräg rückwärts zeigt. Schellengeläut dringt von dort an ihr Ohr, von dem Gestell her, das ein Stück weiter vorn im spitzen Winkel durch den lichten Weg mündet. Es kommt rasch näher. Der Förster blickt gespannt durch den lichten Beistand. Da sieht er, wie die beiden jungen Rappen des Heidemüllers daher gerast kommen. Sofort erfasst er die Situation, reißt dem alten Christian die Leine mit samt der Peitsche aus der Hand und schlägt auf seine Pferde ein, dass sie mit mächtigen Sätzen vorwärtsstürmen. An der Einmündung des Gestells hält er mit einem Ruck die Pferde an, springt aus dem Schlitten und stellt sich dem durchgehenden Gespann in den Weg. Die Rappen biegen zur Seite und wollen an dem Förster vorbei; aber schon ist ihnen dieser in die Zügel gefallen, die er mit fast übermenschlicher Kraft festhält. Die aufgeregten Tiere zerren ihn noch ein Stück mit, bis sie endlich doch zum Stehen kommen. Der Schlitten ist dabei umgekippt, und der Heidemüller ist mit einem Fuße im Schlitten festgeklemmt. So haben ihn die Pferde mitgeschleift. Das Gesicht Wulferts ist über und über blutig, das Haar zerzaust und der Mantel in Fetzen. Schnell reißt der Förster des Müllers Rock und Weste auf und fühlt nach dem Herzen. Gott Lob! Es schlägt noch! Während Christian die Rappen hält, wickelt Hubert Herburg den Verletzten in Wolldecken und legt ihn behutsam in den Schlitten. In rascher Fahrt geht es zur Mühle. Liesel ist gerade fertig mit dem Schmücken des Christbaums, als man ihr den Vater bringt. Nach einer Stunde kommt der alte Landarzt. Der Müller ist soeben aus seiner Ohnmacht erwacht. Übel ist er zugerichtet; aber das Leben kostet es ihn nicht, konstatiert der Doktor. Mit tränenumflortem Blick sieht das Mädels den Förster an, reicht ihm die Hand und kann nur die Worte vorbringen: „Hubert, ich danke Ihnen“. Es ist ihr klar, dass die Pferde den Vater zu Tode geschleift hätten, wenn der Förster nicht unter Einsatz seines eigenen Lebens ihnen in die Zügel gefallen wäre.

Hubert Herburg verabschiedet sich von Liesel Wulfert. Die Bitte, sich im Laufe des Abends noch einmal nach dem Befinden des Verunglückten erkundigen zu dürfen, wird ihm gern gewährt. Als der junge Förster am Waldrand entlang schreitet, läuten rundum in den Dörfern die Glocken zur Christmette. Andächtig lauscht er ihrem Klang. Ihm ist das Herz zum Zerspringen voll. Stundenlang wandert er durch den stillen Wald, allein und doch nicht einsam. Er fühlt es, dass jemand an ihn denkt. Endlich steigt er wieder ins Tal hinab zur Heidemühle. Am Himmel funkeln die Sterne so hell und licht, wie sie ihm noch nie in seinem Leben erschienen. Aus dem Krankenzimmer dringt gedämpfter Schein. Zögernd klopft er an die Haustür. Eine der Mägde öffnet und führt ihn sofort zum Müller. Leise tritt er in die Stube, wo der Verunglückte liegt, der ihn schon erwartet zu haben scheint. Liesel sitzt am Bett des Vaters. In der Ecke steht der Christbaum, der auf Wunsch des Kranken hereingebracht wurde. Die Lichter sind schon halb heruntergebrannt. Der Heidemüller sieht mit gütigen Augen den Förster an. „Ich danke Ihnen, Herr Herburg,“ spricht er mit matter Stimme. „Ich bin hart und ungerecht gewesen gegen Sie, verzeihen Sie mir“. Dann ergreift er die Hand seiner Tochter, legt sie in die des Försters mit den Worten: „Hubert, machen Sie mein Mädels glücklich!“ Es war schon spät, als Hubert sich auf den Heimweg machte. Sein einsames Forsthaus war nicht mehr einsam, es war angefüllt mit wirklichem Weihnachtsglück.



Bogenhausen.
Samstag den 26. u. Sonntag den
27. November
Namensstagfeier
zugleich Sonntag, 27. November
Christbaumfeier
des Burschen-Vereins
Oberhaffkofen.
Hiezu laden freundlichst ein
die Vorstandschaft
und Andreas Zierer, Gastwirt.



Anzeige aus dem Jahre 1932



Die Dreieinigkeitskirche in Rottenburg wurde am 22. Dezember 1957 eingeweiht.

3. DEZEMBER

Weihnacht im Stall

Von Luise Küchler

Müde, zerlumpt, hungernd und frierend geht ein Wanderer über das Feld. Noch ein gutes Stück ist's zum Dorf, dessen Lichter von der Ferne funkeln. Es liegt kein Schnee auf der Erde, kein sternklarerer Himmel senkt sich über die heilige Nacht. Kalter Wind treibt dem Wanderer unfreundlich den Regen ins Gesicht. Müde lässt sich der Wandersmann auf einen Stein nieder, er muss eine Weile rasten. Da sitzt er nun, mit dem Rücken gegen den Wind, der von irgendwoher Glockengeläut trägt. „Ach, ja Weihnachten“, denkt der Ruhende bitter, und trübe Gedanken wachen auf. Nichts für ihn, dies Weihnachten. Früher, ja da hat er selbst einen kleinen Hof gehabt. Ist denn das schon so lange her, dass er „früher“ sagen muss? 's ist doch erst einige Jahre her, dass der Hof unter den Hammer gekommen ist, weil der Vater zu früh gestorben und er zu jung gewesen ist, ihn zu erhalten. Nichts als der Wanderstab ist ihm geblieben damals, und trotzig, halb mechanisch, ist er auf die Wanderschaft gegangen. Nur fort von dem Hof, der ihm nicht mehr gehört. Das sind schwere Jahre des Entsagens, des Hungerns und Frierens gewesen. Und nun sitzt er hier wieder in der Heimat auf dem Feld, in Regen und Wind, ein junger Mann noch, und meint, es sei Ewigkeiten her, dass er den Hof besessen. Auf dem Felde – Haben nicht auch einmal Hirten auf dem Felde gelegen, denen ein Licht erschien? Ach, ihm könnte auch einmal ein Licht erscheinen, denn er ist ärmer noch als die Hirten, die hüteten doch Schafe. Er hat nicht einmal etwas zu behüten. Er ist einer der Allerärmsten. Es braucht darum kein großes Licht zu sein, nur ein kleines, nur ein ganz kleines Licht, das schon würde ihn glücklich machen. Die Zähne klappern, er schüttelt sich frierend, reckt die steifen Glieder und geht schwerfällig weiter, dem Wind entgegen, dem Dorf entgegen – dem Licht entgegen! Nur vor dem Dorfe tönt ihm Gesang entgegen, während in der Luft, über dem Dorf, die Glocken klingen und singen. Ja, singen die Glocken? Der Wanderer horcht auf, trotz der Müdigkeit, er ist ein Mensch, der nie die Hoffnung aufgibt, immer und immer bereit, ein Wunder aufzunehmen. Nun, die Glocken singen nicht, die läuten, das Singen kommt dort aus dem Hause. Und wie hell es vor dem Hause ist! Eine Fülle von Licht fällt über den Vorplatz bis auf die Straße hin. Das große Scheunentor steht offen, und nun fällt das Licht strahlend auf ihn. Wie angezogen davon, geht er langsam näher, denn von dort drinnen kommt das Singen und lockt es süß: „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frau'n – „Bei der Tür bleibt er stehen, lehnt sich gegen die Ziegelsteinmauer und starrt auf das wundersame Bild vor sich. Doch ehe er es fassen kann, was sich den Augen darbietet, kommt jemand zu ihm und fasst ihn wortlos bei der Hand.

Wie im Traum folgt er, wie im Traum setzt er sich und lauscht den Klängen, schlichter Gesang von Dorfbewohnern ist, ihm aber süß ertönt wie Engelsgesang: „Fürchtet euch nicht!“ Ist er auf dem Stein da draußen eingeschlafen? Träumt er nur? Oder ist er im Himmel? Das Singen ist aus, aber gleich setzt ein neues Lied ein. Eine vertraute Melodie, ein fremder Text. Und doch: Auch dieser die alte, ewig neue Mär (Sagen) „Euch ist ein Kind heut geboren –“, Er versteht auch den fremden Text. Und als ihm warm wird, erwacht er aus der Befangenheit und nimmt mit hellwachen Sinnen das Wunder auf, für das sein hoffendes Herz immer bereit ist. Auf einem Bauernhof ist er, das wir ihm klar, in einem richtigen Stall. An der einen Seite stehen Kühe, auf der anderen Seite klirrt ein Pferd mit der Kette, meckert lustig eine Ziege, grunzen die Schweine in ihren Koven. Und mitten im Stall steht der Lichterbaum und wirft sein verheißungsvolles Licht auf die Straße. Unter dem Baum steht die Krippe, in der Mitte Maria an dem Kripplein, das mit richtigem Stroh gefüllt ist, in dem das Jesuskind liegt. Die Könige aus dem Morgenland sind bereits angekommen, und den Hirten, die die Schafe hüteten, ist das Licht erschienen. So muss es gewesen sein in der heiligen Nacht, in Bethlehem. Das Lied ist verstummt. Bei dem Baum steht der Bauer selbst, liest aus der alten Familienbibel die Weihnachtsgeschichte vor, schwer und wuchtig, wie so ein Bauer eben spricht, wodurch die Geschichte etwas Gewaltiges bekommt, wie sie auch gewaltig ist. Als er mit dem Lesen fertig war, erheben sich alle, und das Scharren der Füße auf dem Lehm Boden tönt dem fremden Wanderer so heimlich im Ohr. Und dann singen sie alle: „O Jesu, segne doch die Schar um deine Krippe! Heb deine Hände hoch und öffne deine Lippe! Und sprich ein Segenswort für uns und alle Welt! Der du dich treuer Herr, zum Segnen eingestellt!“ Dann ist die Feier aus. Alle sitzen schweigend und blicken in den Christbaum und auf die Krippe. Und dann ist es Gerd Rommels wiederum, als träume er. Etliche der Gäste gehen mit einem fröhlichen Weihnachtswunsch fort. Es sind Leute aus dem Dorf, die alljährlich von dieser Feier angelockt werden. Er selbst aber sitzt dann mit anderen in der Küche an einem weißgescheuerten Tisch, auf dem Bauernbrot, herrlicher Schinken und leckere Butter stehen, und er darf und soll zugreifen, sowie er kann. Und wieder hält Gerd Rommels Umschau und sieht es nun: Die da mit ihm am Tisch sitzen, sind alle arm und die allerärmsten sind die Frauen mit ihren Kindern, denen ist die Not auf den Gesichtern geschrieben. Kinder, deren große ernste Augen das Verlangen nach Liebe und Weihnachten in sich tragen, Männer, müde, zerlumpt, die von der Landstraße kommen. Alle sind sie wie er von dem Licht, das aus dem Scheunentor wie aus einer Himmelstür auf die Straße fällt, angelockt und werden als gebetene Gäste behandelt: „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frauen!“ „Bis unser Junge starb, da haben wir nicht gewusst, mit wem wir Weihnachten feiern sollten. Da haben wir die Tür aufgemacht und uns gedacht, es werden schon Weihnachtshungrige kommen. Sie sind gekommen, und wir freuen uns,“ sagt die Bäuerin einfach. Und der Bauer sagte zu Gerd Rommels, als ihm so einer nach dem anderen unter dem Baum aus seinem Leben erzählt: „Also Rommels Sohn bist du?“ „Ihr kennt mich, Bauer?“ „Kenn dein Unglück. Weiß doch in den Dörfern Bescheid. Hab oft an dich gedacht. Will dir was sagen, Rommels: kannst hierbleiben. Wenn du fleißig und rechtschaffen bist, kannst den Hof erwerben. Hab keinen Erben.“ Ob er will? Er schlägt in die dargebotene Rechte kräftig ein. „Hab's schon zweien vor dir angetragen. Sie haben nicht ausgehalten. Ich denk, du hältst aus. Gerd Rommels?“ „Ja, Bauer, ja!“ sagt der Wandersmann, und es ist, als spräche er ein beseligendes Amen auf ein heißes Gebet. Ein Lichtlein nach dem anderen verlischt am Baum, so still und so leise ist es in dem dämmrigen Stall. Die Kühe, Schweine und Ziegen haben sich zur Ruhe gelegt, nun, es ist still geworden. Gerd Rommels blickt in die Krippe, bei der noch ein Lichtschein brennt. Nun ist auch ihm ein Licht erschienen wie den Hirten. Nun ist er nicht mehr der allerärmste, nun hat auch er etwas zu hüten Zeit seines Lebens: Er wird ihn weiterführen, den Brauch des Bauern, er wird sie hüten, diese Weihnacht im Stall, die ihr Licht auf die Landstraße wirft.

Praktische Weihnachtsgeschenke zu bedeutend reduzierten Preisen:

- 1 Posten **Damenhemden und Hosen**, weiß mit Feston Mk. **1.20**
- 1 Posten **Untertaillen** mit Bolant **80** dl.
- 1 Posten **Druckschürzen** mit Bolant Mk. **1.10 u. 90** dl.
- 1 Posten **Hausschürzen** " " **1.— u. 75** dl.
- 1 Posten **Taschentücher**, weiß, das Stück **25, 20 u. 10** dl.
- 1 Posten **dto.** farbig, Herrentücher, **25, 18 u. 15** dl.
- 1 Posten **Hosenträger**, weit unter Preis, **85 u. 55** dl.
- 1 Posten **Socken**, dicke, gute Qualität, nur **55** dl.
- 1 Posten **Kravatten** zum Ausfuchen **65 u. 45** dl.
- 1 Posten **Unterjanker** **2.45**. 1 Partie **Unterhosen** **1.45**.

Blusen-, Zier-, Kinderschürzen, Lamatücher, Hauben, Unterröcke, Bettücher, Pelze und Damenhüte weit unter Preis.

Kaufhaus Josef Wetter, Rottenburg.



Wallfahrtskirche St. Leonhard in Oberrotterbach, erbaut Mitte des 18. Jahrhunderts.

4. DEZEMBER

Wintermärchen

Von Frieda Busch

Es ist gegen 4 Uhr nachmittags. Die blaugraue Winterdämmerung umschleiert die Wälder. Sigo Frank kommt vom Hof in die warme, behagliche Bauernstube mit den dicken, gebräunten Balken, dem grünen Kachelofen und dem altmodischen Sofa. Die schwerhörige Wirtschafterin bringt die dampfende Kaffeekanne, und so kommt wieder einer jener endlosen Abende, die er alleine verbringt. Einsam tickte die alte Uhr an der Wand. Draußen in den Wäldern, glitt Ruth Marlow immer langsamer auf ihren Skiern hin. So einsam hatte sie sich diese Gegend nicht vorgestellt. Sie war müde, hungrig und hatte sich ganz augenscheinlich verirrt. Da – endlich ein Geschäft! Mit neu belebtem Schwung glitt sie den letzten Abhang hinunter und stieß die Stöcke kräftig zum Halt. Der Hofhund schlug an, sie schnallte die Ski ab und klopfte erleichtert mit lustigen Augen an die Tür. Der Bauer Sigo Frank öffnete. Sie war eine Sekunde über den Anblick einer solch erfreulichen Männlichkeit verwirrt. Dann hatte sie ihr Staunen überwunden. „Ach, bitte, ich habe mich verirrt. Wo ist der nächste Weg zur Bahnstation? „Das sind noch gute 25 Kilometer junge Frau. Wenn Sie hier fremd sind, können Sie den Weg im Schnee und in der dunklen Nacht unmöglich finden.“ „Meine Güte! Was tu ich denn nur hier?“, dachte sich Ruth.

Sigo ging in die Stube zurück und zog die Uhr auf. „Sie haben mindestens noch sechs Stunden Zeit. Wollen Sie näher treten und mit mir überlegen oder vielleicht einen Kaffee trinken?“ „Ach ja, danke. Ich bin so müde.“ Wie kindlich das klang! „Auch hungrig?“ fragte Sigo lachend. „Auch hungrig. – Sehr hungrig.“ „Wo kommen Sie nur her?“ – Von Neustadt.“ – Alle Achtung, Fräulein „Ruth Marlow“ – Sigo Frank, Jungbauer auf Freudenberg. „So, gnädiges Fräulein, nun kommen Sie, bitte. Der Kaffee steht schon auf dem Tisch.“ Sigo hatte eine Tasse mit blauem Zwiebelmuster und einen Teller geholt und reichte es dem unerwarteten Besuch. „Es ist beinah, als hätten Sie mich erwartet. „Vielleicht“, meinte Sigo mit unergründlichem Lächeln. Ritterlich und fürsorglich bediente er Ruth. Sein leiser Blick strich über die weißen, weichen Hände, das seidig blond gepflegte Haar. Innere Kultur – äußerer Charme, stellte er fest und vergaß darauf, eine Unterhaltung zu beginnen. Und Ruth Marlow wusste nicht was sie sagen sollte. Die gewandte, sichere Ruth Marlow? Immer musste sie heimlich nach dem straffen wettergebräunten Bauern sehen. Er beendete kurzerhand das Schweigen. „Wie können Sie gnädiges Fräulein nur so allein eine solch weite und gefährliche Tour unternehmen? „Ja, wissen Sie, Herr Frank, das ist eine lange Geschichte, und ich weiß nicht, ob Sie mich werden verstehen können. Sehen Sie, im Frühling waren wir in Nizza im Sommer in Schneverdingen, im Herbst in Kairo.

Und jetzt zu Weihnachten fahren wir ins Gebirge, dann nehmen wir die Saison und ihre Allüren eben ins Gebirge mit. Gewiss, wir fahren mittags auch zwei, drei Stunden Ski, aber abends tanzen wir wieder, trinken Sekt, rauchen, flirten. Und da sagte ich mir, ich muss wieder einmal heraus aus dem allen, wollte einmal allein sein, allein den herrlichen Winterwald genießen. Es war fast wie eine Flucht. Ach, Herr Frank, es war heute so schön! Ein ganz neuer Mensch bin ich jetzt. Und hier bei Ihnen, ja das ist wie in ein Märchen in der Weihnachtszeit. Über Sigo Frank kam eine große Freude. „Es ist wie ein Märchen, gnädiges Fräulein, dass mal so etwas ganz Feines, Liebes, Schönes bei mir vorbeikommt. Denn Sie müssen Wissen, ich bin sehr einsam.“ „Warum ziehen Sie denn nicht in die Stadt?“ „Oh, nein.“ Das klang bestimmt und ernst. Und nun tat Ruth Marlow einen tiefen Blick in eine einsame, bedächtige, ihr gänzlich fremde Welt, in bodenständiges, schollenverwachsenes Bauerntum. Sie lernte das Wort „Heimat“ erfüllend verstehen. Lernte verstehen, dass die Heimat Opfer verlangt und verlangen darf. Nachdenkliche Fragen, kluge Antworten veranlassten Sigo, immer mehr von seinem Bauernproblem zu offenbaren. Mit jedem Nerv genoss er diese Unterhaltung mit einer klugen und netten Frau. Dann spannte Sigo Frank den Schlitten an und fuhr Ruth Marlow und ihre Skier zum Bahnhof. „Ich nehme eine ganz neue Lebensauffassung mit nach Hause. Werde ich Sie mit meinem früheren Leben vereinbaren können?“ „Und – wenn nicht? Was dann?“ „Dann gehe ich aufs Land und lerne kochen und Hühner füttern und Kühe melken.“ Ohne Schellengeläut, leicht und leise glitt der kleine Schlitten durch den Wald. Über ihnen funkelten die Sterne, und aus den Häusern erstrahlten die Christbäume im hellen Lichterglanz. Zur Seite standen ernste Tannensilhouetten. „Wie ein Märchen“, flüsterte Ruth. „Ja, wie ein Märchen“, seufzte Sigo. „Morgen schon heißt es: Es war einmal.“ Sie gaben sich im milden Schein einer Petroleumlampe einander die Hände, und versprachen sich wiederzutreffen. Sigo und Ruth trafen sich im Laufe des nächsten Jahres immer wieder und verliebten sich ineinander. Zum nächsten Weihnachtsfest holte Sigo seine Ruth für immer zu sich heim. Er musste nicht mehr endlose einsame Winterabende allein verbringen, sondern mit seiner Ruth, die inzwischen kochen, Hühner füttern, Kühe melken und noch viel mehr gelernt hatte und sehr gesund geblieben war.



Das Weihnachtsgeschenk des kleinen Franz

Die Geschichte von dem Knaben Franz, der den armen Leuten in der Straße, in der er wohnte, eine besondere Weihnachtsfreude bereiten wollte, hat sich wirklich zugetragen. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, Franz, Sohn einer Tagelöhner Familie, wohnte in der Bärenstraße, von der man wusste, dass manchmal viel Not unter ihren Bewohnern herrschte. Aber die Zeiten waren schwer, und nicht immer gelang es der tätigen Nächstenliebe, das Elend dieser Menschen zu lindern. Franz, kaum 9 Jahre alt, war bekannt wegen seiner glockenreinen Singstimme. Wenn in der Nachbarschaft jemand Geburtstag hatte oder sonst ein Grund vorlag ein Ständchen zu bringen, erschien er mit vier gleichaltrigen Freunden vor der Tür und sang eines der Volkslieder, die er in der Schule gelernt hatte. Nicht, um bei diesen Leuten, die selbst nichts hatten, zu betteln oder ein Stück Kuchen einzuheimsen, sondern nur, um ihnen eine Freude zu bereiten. Auf diese Weise hatte sich Franz in der Bärenstraße große Liebe und Achtung erworben. Menschen, die wenig vom Leben haben, sind für die von Herzen kommenden Gaben am meisten dankbar, auch wenn sie keinen materiellen Wert verkörpern. Wieder nahte Weihnachten. Franz wollte seiner Bärenstraße zum Fest eine besondere Freude machen. Aber womit? Nachdenklich schlenderte er durch die strahlende Lichtfülle des Hauptgeschäftsviertels der Stadt und gelangte auch zu einem großen, mehrstöckigen Kaufhaus. Die gesamten Auslagen der unteren Schaufenster bestanden aus gestifteten Preisen für ein großes Weihnachts-Kindersingen in der Stadthalle. Tausenderlei praktische Kleinigkeiten für den Alltagsgebrauch, so recht geschaffen für die Bärenstraße, dachte Franz. Da kam ihm ein Gedanke. Nach kurzem Überlegen lief er zum Büro, das die Wettbewerbsgruppen notierte. Franz wurde wegen seiner ärmlichen Kleidung erst ein wenig misstrauisch betrachtet, zumal die Anmeldungen der Kinder nur durch Erwachsene vorgenommen werden sollten. Aber Franz setzte seinen Antrag durch, sang am nächsten Tag ein Lied zur Probe und fand so großen Beifall, dass sein Wunsch, zum Preissingen die Bewohner der Bärenstraße als Gäste mitbringen zu dürfen, erfüllt wurde. So erschienen neben den anderen Besuchern die ärmlich, aber sauber gekleideten Kinder, Frauen und Männer zu dem Weihnachtslieder-Preissingen der Kinder. Als Franz, der auf der Wettbewerbsliste mit seinen vier Freunden an letzter Stelle stand, sein Solo beendet hatte, brach ein ungeheurer Beifall aus. Die Schlichtheit und Bescheidenheit dieser Jungen mit den glockenhellen Stimmen waren eine Sensation. Die zwar technisch wenig geschulten, aber von höchster Begabung zeugenden Kinderstimmen aus der Bärenstraße erhielten den ersten Preis und die freie Wahl der gestifteten Geschenke. Franz bat im Namen seiner Freunde, jedem Bewohner der Bärenstraße, es seien wohl 100 Menschen, ein kleines Weihnachtsgeschenk zu geben. Er selbst wollte nichts haben. Franz aber und seine vier Freunde wurden nicht nur die strahlenden Weihnachtsengel der Bärenstraße, sondern der Stamm eines berühmten Kinderchors, der von der großen Stadt aus den Reihen ihrer jüngsten und ärmsten Bürger an diesem Weihnachtstage gegründet und von nun an in alle Städte des Landes geschickt wurden. Gibt es etwas Reineres, Uneigennütziger als die Seele eines Kindes? Betrachten wir unsere Kinder nicht nur als diejenigen, die fordern, die von ihren Eltern Geschenke erwarten. Sehen wir nicht nur auf ihre äußeren Fehler und Vorzüge, ergründen wir ihre inneren Werte! Würdigen wir sie an den kleinen Gaben, die sie im Fanatismus ihrer Herzen zu Weihnachten bescheren. Aus den kindlichen kleinen Gaben sprechen selbstlose Liebe, Aufopferung und Energie. Gutes zu tun, denen die uns Vorbild und Richtschnur im eigenen Leben sein sollten.



Dorfkirche St. Martin in Höglendorf. Die spätgotische Anlage stammt aus dem Jahre 1489.

5. DEZEMBER

Das Christkindl im Kratlerkarren

Von Lorenz Strobl

Im Riedbauernholz, hinterm Wegkreuz bei den Jungboschen, steht ein alter Kratlerkarren im Schnee. (Kratler sind herumziehende Korbflieker). Der kalte Wind zerrt und reißt an den Planfetzen, und der Hund, der auf dem nassen Strohbauschen unter dem Radkarren liegt, winselt wehleidig vor sich hin. Ein kleiner Wuzzel von vier Jahren hockt halberfroren an dem glühenden Kohlenfeuerl neben dem Holzweg, bläst in die sterbende Glut und hält die roten Händerl darüber. Zum Erbarmen, wenn man das Häuferl Elend in der Winterkälte sieht. Bis zum Dorf ist leicht noch eine gute Stund, aber weiter haben sie ihren Karren nicht mehr gebracht, der abgewerkelte Kratlermann, das halberfrorene Kind und der ausgehungerte Hund. Im Wagen drinnen liegt auf feuchtem Heu und Lumpen das Kratlerweib und stöhnt und ächzet, dass es einem bis auf die Seel' durchdringt. Der Himmel ist klar und wolkenleer. Christsterne funkeln auf die weiße Erde nieder. Das Christkind fliegt mit den Engeln durch die Dörfer und zündet im Herrgottswinkel der Häuser die Lichterbäume an. Da reißt am Pfarrhof, kurz vor der Mettenzeit, ein wildfremder Mann vor lauter Eil und Aufregung schier den ganzen Glockenstrang herunter. „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, kommen's schnell! Mein Weib liegt in den Zügen (am Sterben). Kommen's schnell, zunst wird es zu spat!“ Der Herr Pfarrer packt geschwind die Versehsachen zusammen, schlägt den Mantelkragen auf, zieht die Pelzkappen über die Ohren, nimmt noch einen Weichbrunn aus dem Kessel an der Tür und stapft durch den tiefen Schnee hinter dem Mann darein. Er kann kaum mitkommen, so rennt der andere voraus. Die Christsterne leuchten. Der Schnee knarzt und knirscht, und von der Dorfkirche hallt das erste Mettenläuten herüber. „Wie lang soll's noch gehen“, meint der Herr Pfarrer. „Glei', glei' werden wir's haben. Hochwürden. Im Holz draußen, hinterm Wegkreuz ... Und schweigend stapfen die beiden weiter. Eine Sternschnuppe saust mit einem Zischen vom Himmel. Gleich hinter dem Wegkreuz muss sie eingefallen sein. Da läuten auch schon zum zweiten Mal die Glocken die Christnacht ein. Und wie sie zum dritten Male alle mitsammen einstimmen zum „Ehre sei Gott in der Höhe“, da haben die Zwei den Kratlerwagen erreicht. Eine trübe Öl Funzel flackert im Dunkeln vor dem zugigen Karren hin und her, und doch haben es die zwei Männer gleich gesehen, wie mit mattem, zitterigem Arm das notige Kratlerweib den Kommenden ein kleinwinziges, nacktes Büberl entgegenhält. Alle Kirchen weitem haben ihren Gruß zum Wegkreuz geschickt, dem armen, kleinen Wurm, das eben auf die Welt gekommen war. „Meine Bauern sollen heut ein wenig warten mit der Christmett'n...“ Der alte Pfarrherr kniet sich mit dem wildfremden Kratlermann in den gefrorenen Schnee, und dann haben sie zusammen gebetet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“.

Der Mondschein ist wieder über das Wegkreuz gehuscht, und es hat fast so ausgesehen, als ob der gekreuzigte Himmelvater lachen wollt. Der Hund ist unterm Karren hervorgekrochen und hat dem geistlichen Herrn die Finger abgeschleckt. Aus

dem Karren hat man ein Jaulen gehört, das Weinen von dem kleinen Menschenkind. Wohl sind die Bauern in der Kirche ein bisserl grantig geworden, weil sie gar so lang auf ihren Herrn haben warten müssen und das Warum nicht gewusst hatten. Wie er aber alsdann nach dem Evangelie auf die Kanzel gestiegen und gepredigt hat von dem armen Christkindl, dem armen Würmerl im Riedbauernholz draußen, da haben sie ihm alle in der Stille Abbitte geleistet und den alten Bauern ist das Augenwasser in die grauen Bärte geronnen. Gleich nach der Metten haben sie ihre Laternen gepackt, schnell daheim noch ein kleines Packerl zusammengestellt – kuhwarme Milch, Wollpatschen, Windeln, Tücher, Kletzen, Zuckersach -, ein jeder hat was anderes gebracht und dann sind sie mit ihrem Herrn Pfarrer in das Riedbauernholz hinaus. Wie die frommen Hirten von Bethlehem haben sie ihre Mitbringsel vor den Karren gelegt, sind eine Zeitlang ganz andächtig davor gestanden und haben ein Vater unser gebetet für die armen Leute. Da ist wieder der Mondschein über das Wegkreuz gehuscht, und es hat wieder so geschaut, als ob der liebe Herrgott lächeln wollt. Da sind auch dem alten Pfarrherrn ein paar Tränen über die zerfurchten Backen gelaufen, weil es das erste Mal in seinem Leben war, dass er ein lebendiges Christkindl gefunden hatte.



Es weihnachtet in unserer Heimat

Weihnacht ist nah!

Die Tannenbäumchen sind schon da
Sie wanderten aus dunklem Wald
und steh'n in unsern Stübchen bald,
Mit Tannenduft und Kerzenschein
Wird es bald schöne Weihnacht sein,
Weihnacht ist nah!

Die Puppenkinder sind schon da,
und Schaukelpferd und Zinnsoldat
sind einmarschiert in unsere Stadt.
Im Weihnachtsfenster stehen sie,
so bunt und lustig wie noch nie.
Weihnacht ist nah!

Auch die Rosinen sind schon da,
und Zucker, Mehl und Mandelkern.
Ich weiß, der Tag ist gar nicht fern.
Wo Mutter vierzehn Stollen bäckt,
der doch so wunderbar schmeckt.
Weihnacht ist nah!

Die Gans ... ja, ja ... ist auch schon da,
und Mutters Weihnachtsgänsebraten
wird diesmal wieder gut geraten.
Ich spar mir' was vom Essen ab,
dass ich dann rechten Hunger hab'.
Weihnacht ist nah!

Soll ich erzählen, was ich sah?
Das hämmert, klopft für Mädels, Buben
in hundert Weihnachtsbastelstuben.
Und jeder denkt voll Heimlichkeit
ans Schenken in der Weihnachtszeit



Aquarell von Josef Hölzl



Die Hauskapelle der Familie Stadler in Reckerszell wurde 1983 von Pfarrer Roman Jobst eingeweiht.

6. DEZEMBER

Die Weihnachtsgeige

Erzählung von M. Dehn

„Ein Weihnachtsgeschenk bringe ich dir schon heute“, sagte Marias Verlobter an einem dämmerigen Dezembernachmittag und stellte mit erwartungsvollem Gesicht einen schwarzen Geigenkasten vor sie auf den Tisch. – Fragend sah Maria ihn an. „Ja, ich hatte eben noch eine geschäftliche Unterredung in einer Werkstatt, und da bot mir ein Arbeiter, mit dem ich zufällig ins Gespräch kam, eine sehr gute Geige zum Kauf an. Und da dachte ich daran, dass du manchmal über die billige Geige aus Deiner Kindheit geklagt hast – und nun ist hier also eine bessere!“ Mit ein paar Griffen stimmte Maria das Instrument und zog sacht den Bogen über die Saiten. Weich und rein war der Klang. Freudig wallte es in ihr auf: Dass Gert, der Vielbeschäftigte, mit liebevollem Eingeben sogar auf ihre unausgesprochenen Wünsche etwas für sie kaufte, das war ihr noch mehr wert als das Geschenk selber. „Wirklich gut ist sie!“ sagte Maria, indem ihre Hand immer noch sanft den Bogen führte, „aber wie kam denn der Mensch dazu, sie zu verkaufen!“ „Ja, er bräuchte wohl Geld, machte einen etwas bekümmerten Eindruck. Ich mochte nicht weiter fragen. Er war froh, als ich ihm das Geld sofort hinlegte...“ Maria mochte sich gar nicht von ihrem Geschenk trennen. Ein Stück nach dem anderen spielte sie, um auszuprobieren, wie es wohl auf diesem Instrument klang. Recht spät war es geworden, als Maria endlich die braune Geige aus den Händen legte. Sie öffnete den Deckel des Kastens. Da blieben ihre Augen auf einer zierlichen Inschrift an der Innenseite des Deckels haften: Georg Krebel, Wallstraße 16. Starr sah Maria auf die sauber gemalten Buchstaben. „Georg Krebel ... Wallstraße 16“, flüsterte sie wie suchend vor sich hin. Bang und schwer fing ihr Herz an zu klopfen, und ein Bild tauchte vor ihr auf, so deutlich, als habe sie es gestern erst erschaut: Sie sieht sich in herbstlichem Regenschirm mit Fragebogen von Haus zu Haus wandern. Forschende Gesichter an den Türen. Eine aber, in einer Dachwohnung, ist nur angelehnt. Leises Geigenspiel von wenig geübter Hand dringt heraus. – In einem Bett liegt ein junger Mensch, den Freund Hein wohl schon mit unsichtbarer Hand angerührt hat. Bereitwillig, mit schüchternem Blick, macht der Kranke leise die geforderten Angaben über sich und den Vater. – Trotz aller Eile fragt sie die Hauswartefrau nach dem Menschen da oben. Und da erfährt sie, dass der junge Schlosser sich auf einer Motorradfahrt im Sturm „so sehr erkältet“ hat, dass „es wohl nichts mehr mit ihm werden wird“, und dass die Tür offen bleibt, da sie oft nach ihm sieht, weil der Vater den ganzen Tag auf Arbeit ist ...

In Erinnerung an das alles, was sie damals vor ein paar Monaten sehr ergriffen und was sie bei ihrem eigenen Glück doch so ganz vergessen hatte, seufzte Maria tief auf. Wie seltsam jenes fremde Schicksal nun in ihr Leben greift ... Wie ein Sarg erschien ihr der bunte Kasten. Vorsichtig, beinahe widerstrebend, ergriff sie ihn und verschloss ihn tief unten in ihrem großen Schrank. – Am Nachmittag des 24. Dezembers holte Maria den Kasten aus seiner Verbannung hervor. Sie packte ein Netz mit weihnachtlichen Dingen voll und wanderte durch das graue weiche Licht vorwärts. Ja, die Tür war wieder unverschlossen. – Maria gab kaum eine Erklärung ab. – Ob Georg Krebel sie wiedererkannte? Der Unsichtbare schien jetzt schon sehr nahe an seinem Bett zu stehen. Maria nahm die Geige aus dem Kasten und legte sie vor den Kranken hin. Ein Freudenschein brach aus den trüben Augen, und hastig griff er nach der schmerzlich Vermissten. Doch mit einem Seufzen sank er zurück. Maria stützte seinen Rücken durch Kissen. Eine Menge zarter Christrosen und eine Schale mit weihnachtlichem Gebäck stellte sie neben das Bett. – Der Kranke sah mit zärtlichem Blick auf die Geige hinunter und stimmte ein wenig an ihr herum. Vater wollte sie ja erst gar nicht verkaufen, nein, durchaus nicht; – aber, was sollten wir sonst wohl verkaufen? Maria sah sich in dem ärmlichen Raum um: nein, es war wohl nichts Entbehrliches da. „Und da habe ich ihm gesagt: „Verkauf man schon die Geige: sie ist wirklich gut ...“ Und dann hat Vater mir für das Geld immer allerlei besorgt, was ich gern haben wollte ...“ Jetzt zündete Maria das Licht in der „Christrose“, dem rotbeliebten Glas, an. Es warf einen warmen Schein in die dämmerige Stube und ließ die bunten Kugeln des kleinen Weihnachtsbäumchens in der Ecke geheimnisvoll aufleuchten. Der Kranke sah mit glänzenden Augen in das sanfte Glühen. „So, damit kann nichts geschehen“, sagte Maria, „es brennt so lange, bis Ihnen nachher der Vater das Bäumchen ansteckt.“ „Ja, er muss gleich kommen ...“ Ein Weilchen setzte sich Maria neben das Bett, und beide sahen still in den roten Schein. Zaghaft, mit einem glücklichen Lächeln, strich der Kranke wieder und wieder über die Geige. Ob er sich schämte, in ihrer Gegenwart zu spielen? Ob er sich zu schwach fühlte? Maria stand auf, strich dem Kranken zart über die Hand und wandte sich langsam zum Gehen. Draußen auf der dunklen Treppe blieb sie ein Weilchen stehen und lehnte sich an das Geländer. Der Gedanke an alles Leid, das einen laut oder leise ruft und dessen Ruf man so oft nicht folgt, ging wie eine schwarze Welle über ihr Herz. hoch! – Da fing der Kranke mit zitterndem Bogenstrich an zu spielen: ... Süßer die Glocken nie klingen, als zu der Weihnachtszeit ... s`ist, als ob Engelein singen, wieder von Frieden und Freud“ ...“Sinnend schritt Maria die Treppen hinab. Durch leise fallenden Schnee ging sie ihrem eigenen großen Glück entgegen. Ein so tiefes Leuchten war an diesem Heiligen Abend in ihren Augen, dass Gert sie oft verstohlen betrachtete. Und als die Lichter des Baumes bis auf wenige Kerzen heruntergebrannt waren und eine weiche Dämmerung den Raum erfüllte, bat er: „So, nun spiel mir die Lieder aus meiner Kindheit vor.“ Und Maria hob die Geige ans Kinn und spielte eines nach dem anderen von den alten feierlichen Liedern, in denen die Kindheit lebendig wird wie in keinem anderen Klang. Welch wundervollen Ausdruck Maria in die einfachen Weisen legt, dachte Gert im Lauschen. Als sie den Bogen sinken ließ und ihn lächelnd, fragend ansah, meint er zögernd: „Sehr schön hast du gespielt: aber ich finde, im Klang ist doch die neue Geige Deiner alten sehr ähnlich!“ Immer heller blühte das Lächeln auf Marias Lippen auf. – Und in die feierliche Stille hinein erklang ihr Märchen, von der wandernden Geige, die am Weihnachtsabend zu ihrem Herrn zurückfand. Zärtlich strich der Mann über den blonden Kopf. „Recht so, kleine Maria“, sagte er, „dieser Verlust ist ein Gewinn, scheint mir.“ Eng umschlungen saßen die beiden da und sahen mit glücklichen Augen in die mit leisem Knistern den verzauberten Kerzen am Weihnachtsbaum.



Rottenburg,
(Kinderland)

Vorweihnachtszeit. Da sind die Kinder in einer besonderen Stimmung, über der schon ein wenig der Zauber des Heiligen Abends liegt. Hundert Wünsche und Hoffnungen werden in den Herzen und Köpfen der Kleinen wach und es setzt oft einen harten Kampf im Innern der kleinen Mitbürger, bis eines Abends der „Christkindbrief“ vors Fenster gelegt wird, damit ihn das gute Christkind abholen und sich danach richten kann. Auf dem Schulweg kommen die kleinen Kinder an den lockenden Auslagen der Geschäfte vorüber, in denen sich jetzt ein wahres Paradies für Spielzeug ausbreitet. „Oh, so eine schöne Eisenbahn, wie die fährt“ ruft der kleine Hansl zu seinen Freunden. „Du, und die schöne Burg und der tolle Rodelschlitten! Ich möchte am liebsten den ganzen Laden ham!“ Still und fröstelnd steht der arme kleine Maxl davor, drückt sein Näschen an die Auslagenscheibe platt und seufzt: „O mei , für mi werds Christkindl ja zerscht koa Göid nôt ham! Ihr Großen aber, die Ihr könnt´s, tut eure Herzen auf! Wenn jeder einen guten Willen hat, kann sein Scherflein für das „Christkindl“ der Kleinen beitragen, dann wird am Heiligen Abend kein Kind ohne warmes Kleidungsstück und ohne eine kleine Kinderfreude sein.“



Nebenkirche Hl. Kreuz in Kreuzthann. Eine spätgotische Anlage aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

7. DEZEMBER

Nußknacker

Ein Kind führt spät zwei Menschen zusammen, die das Leben früh getrennt hatte

Im Straßerhäusl hatte das Glück die Tür einen Spalt breit geöffnet. Fassungslos starrte die Leni auf den Nussknacker, den ihre Mutter neben die spärlichen Geschenke unter das kleine Christbäumchen gestellt hatte, und schier die Tränen kamen ihr über den unbeschreiblichen Jubel des kleinen Hansl, ihres vierjährigen Bubens, dem wider Erwarten ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen war. Vor zwei Wochen war es gewesen, dass sich der Bub gewünscht hatte, das Christkind möge ihm doch einen richtigen Nussknacker bescheren: er wolle dafür nichts anderes. Seiner Mutter war das Herz schwer geworden. Wo sollte sie so ein Ding herkriegen? Sich's aus der Stadt besorgen zu lassen, daran konnte sie nicht denken. Und den einen bitten, der mit Geschick zu schnitzen verstand, das wollte die Leni nicht. Das wäre der Holzer Martl gewesen, ein braver, fleißiger Mensch. Waldarbeiter beim Baron auf dem Gut. Der hatte die Leni seinerzeit auf seine stille Art verehrt. Aber er konnte besser mit Bäumen und Tieren verschwiegene Zwiesprache pflegen als mit seinesgleichen. Und da war der Toni, dem die Reden lockerer saßen und das Geld unbeschwerlicher in der Tasche klimperte, ihm halt zugekommen. Hatte ja auch die Leni was vom Leben haben wollen, oder was sie darunter verstand. Eine Zeitlang hat sie's auch gehabt. Dann hat der Toni das Mädlein freilich wieder sitzen lassen, und nicht allein. Just als der vierjährige Hansl, das Bürschlein der Leni, an nichts anderes mehr denken konnte als an seinen Nussknacker, den ihm das Christkind bringen sollte, führte ein Dienstgang den Holzer wieder einmal ins Dorf, und es mag eines jener geheimnisvollen Weihnachtswunder gewesen sein, dass ihm der Kleine in den Weg lief. „Bist du der Nikolaus?“ fragte er ehrfurchtsvoll und fast andächtig, aber mit unbefangener kindlicher Neugier. – „Der ist schon wieder im Himmel. Bübeli“. Belustigt war der Martl stehengeblieben. Aber der Hansl ging auf den Einwand des Holzknichts gar nicht ein. „Sagst dem Christkindl, dass es mir einen Nussknacker bringen soll, aber einen richtigen, nicht bloß so ein Zeug.“ Der Waldmensch warf noch einen langen, mitleidigen Blick auf das Kind und ging schweigend weiter. Was in seiner Brust wogte, das vertraute er nicht einmal seinen Bäumen an, als er mit Axt und Säge wieder draußen im Holz werkte. Nach Feierabend aber nahm er ein passendes Stück Holz und seine Schnitzmesser in die Hand und ein glühender Eifer erfasste ihn an den folgenden Abenden, wenn er den Nussknacker entstehen sah und er ihm immer noch nicht schön und gut genug erschien. Er dachte an ein armes Bübel, das seine Freude haben sollte, und er dachte auch an dessen Mutter, die ihm selber einmal sehr nahe stand. Der Leni war der Nussknacker Botschaft genug. Seine liebevolle Ausführung sagte deutlicher und sprechender, als der gewandteste Brief es vermocht hätte, welchem Umstand er seine Entstehung verdankte. Nach der Mette gestärkt durch das Erlebnis der immer neuen tröstlichen Heilsbotschaft vom Wunder der göttlichen Liebe, fasste sie Mut und trat dem Martl schüchtern in den Weg. „Dank dir auch schön, Martl: hast dem Bub eine solche Freud gemacht – und mir auch!“

Der Martl sah sie an. „Ist schon recht, Leni“ – „Für ein fremdes Kind hast es getan. Bist ein guter Mensch.“ – „Fremde Kinder gibt's an Weihnachten nicht, Leni. Für mich nicht. Sie sind alle ein Teil vom Christkind, das uns die Gnade gebracht hat.“

Das Geschenk: Ein Hund, so groß wie ein Kalb

Die Kinder waren noch in der Kirche, und Herr Massling schmückte gerade den Weihnachtsbaum – er hatte einen kleinen Baum gewählt, denn die Wohnung war nicht sehr groß, zwei Zimmer und Küche, als es an der Tür läutete. „Machst du auf, Anna?“ rief er hinaus. „Ich bin schon dabei.“ Im nächsten Augenblick kam seine Frau aufgeregt ins Zimmer. „Eduard! Ein Mann mit einem Weihnachtsgeschenk ist draußen.“ „Ein Weihnachtsgeschenk? Von wem?“ „Er weiß es nicht!“ „Führ ihn herein!“ „Er ist nicht allein.“ „Dann bitte beide herein“, sagte Herr Massling. Er hätte es nicht sagen sollen. Ein Mann im Mantel trat ein. Mit ihm, so groß wie ein Kalb, ein Hund. Ein Bernhardiner. Ein Riese unter den Bernhardinern. Wenn er den Kopf hob, schaute er bequem aus dem Fenster. Kaum, dass die Tür noch hinter ihm zuing, so sehr füllte er mit seiner gewaltigen Größe das Zimmer. „Frohe Weihnachten!“ sagte der Mann, der den Hund führte. „Bin ich hier recht bei Herrn Massling?“ „Ich soll ihnen ein Weihnachtsgeschenk überbringen“: „Sehr erfreulich. Aber könnten Sie den Hund nicht draußen ablegen?“ „Das geht leider nicht!“ „Warum nicht?“ „Er ist das Weihnachtsgeschenk.“ „Wie bitte?“ „Der Spender schickt Ihnen als Weihnachtsgeschenk den Hund.“ „Mir schickt jemand einen Hund? Wer, ich bitte Sie?“ „Er hat seinen Namen nicht genannt. Ich habe nur den Auftrag, den Hund bei Ihnen mit herzlichen Grüßen für ein frohes Fest abzugeben.“ Herr Massling holte einmal tief Luft, dann rief er entschlossen: „Das ist ein Schabernack, den man mir spielt! Eine Bosheit! Ich nehme das Geschenk nicht an! Was mache ich mit einem so großen Hund in der kleinen Wohnung“ „Sie haben doch Kinder, wie ich erkenne. Vielleicht ist der Hund für die Kinder gedacht. Ihre Kinder werden sich sicher sehr freuen.“ „Nehmen Sie den Hund wieder mit. Ich behalte ihn unter keinen Umständen. Bringen Sie ihn dem edlen Spender zurück, diesem Rindvieh! So ein Schnapsidee, mir einen Riesenhund ins Haus zu schicken!“ „Ich weiß nicht wo er wohnt.“ „Dann behalten Sie ihn. Ich schenke ihn ihnen. Das ist ein wertvolles Tier. Sie haben einen Vorteil. Was soll ich mit diesem Riesentier in unserer winzigen Wohnung?“ „Wer nimmt einen so großen Hund?“ „Doch kein vernünftiger Mensch.“ Der Hund, der sich niedergelegt hatte, begann sich wieder aufzurichten. Er stieß dabei den Tisch um. Es machte ihm nichts, er schien es gewohnt zu sein. „Lieber guter Mann!“ schrie jetzt Herr Massling verzweifelt, „verlangen Sie von mir alles, was Sie wollen, nur nehmen Sie den Hund wieder mit. Es soll ihr Schaden nicht sein. Den Botenlohn haben Sie ja schon von dem Kerl bekommen, der mir den Hund geschickt hat – ich gebe Ihnen das Fünffache, wenn Sie den Hund wieder mitnehmen!“ „Der Spender war sehr nobel.“ „Gut. Ich bin noch nobler. Da sehen Sie, das ist für Sie“ Er riss einen großen Geldschein aus der Tasche und schwenkte ihn dem Anderen vor der Nase. „Greifen Sie zu! Jetzt aber nichts wie raus, Sie und der Hund!“ Nach einer Weile sagte der Mann im Mantel zu dem Bernhardiner als er ihn wieder auf die Straße führte. „Lieber alter guter Keschan!, Verzeih mir das dumme Spiel! Du weißt ja, wie sehr ich an dir hänge und mich nie im Leben von Dir trennen würde, mein bestes Stück, mein guter Kamerad – aber wie könnte ich mir leisten, einen so großen Hund zu halten, wenn ich Dich nicht jede Weihnachten ungezählte Male zu fremden Leuten als Weihnachtsgeschenk von Unbekannt in die Wohnung brächte? Auf diese Weise bekommen wir das Futtergeld für das ganze Jahr zusammen und wir zwei können noch lange, lange zusammenbleiben...“

Paul Feichten



Praktische Geschenke
schaffen Freude von Dauer!
und solche finden sie für Jung und Alt im

Schreibwarengeschäft **Max Herzog** Rottenburg.

Anzeige aus dem Jahre 1932



Nebenkirche St. Michael in Ramersdorf. Eine frühgotische Anlage aus dem 14. Jahrhundert.

8. DEZEMBER

Die Nacht des Grauens

Ein Weihnachtserlebnis von F. Schröngamer-Helmda

Wir saßen in traulicher Freundesrunde und gaben Erlebnisse zum Besten, die einem das Blut in den Adern stocken ließen. Es waren durchwegs Kriegserlebnisse. Nur Freund Hilgenreuther machte eine Ausnahme. Zwar hatte auch er die Schrecken des Krieges in vollem Maße ausgekostet, aber die Nacht des Grauens, die ihm schon als Dreißigjährigem das Haar bleichte, hatte er noch in der guten alten Friedenszeit durchgemacht. Es war am Heiligen Abend des Jahres 1913. Ich hatte gerade einen Wagen erworben, mit dem ich meine Braut zum Feste überraschen wollte. Ich war von ihren Eltern zur Christbaumfeier eingeladen, bei der wir die Verlobungsringe tauschen und unser bisher zart gehütetes Geheimnis vor aller Öffentlichkeit bekannt machen wollten. Die Verlobungsanzeigen waren bereits an die größeren Tagesblätter der Landeshauptstadt, wo ich damals wohnte, aufgegeben. Ich schwelgte in einem Hochgefühl des Glücks, und hätte am liebsten die ganze Welt umarmt. Auf meiner Probefahrt durch die abendstillen Straßen traf ich Freund Bernegger, den ich zur Mitfahrt einlud. Bald trug uns der Wagen auf dem weichen Schneeteppich weit vor die Stadt hinaus, wo die neue Strafanstalt mit ihren riesigen Ausmaßen auftauchte. Beide befiel uns ein Gefühl des Unbehagens im Anblick dieser Zwingburg menschlichen Elends, die gar nicht zu unserer weihnachtlichen Feststimmung passte. Freund Bernegger hatte schon Frau und Kind zu Hause, für die er noch einige Überraschungen eingekauft hatte, als ich ihn bei meiner Probefahrt traf. „Kehren wir um“, mahnte er, „sonst wird es zu spät. Am Weihnachtsabend gehört der Mann nach Hause. Die lieben Leute ängstigen sich gleich, wenn man nicht auf die Stunde eintrifft.“ Ich war natürlich einverstanden und wollte eben wenden, als aus dem mächtigen Tor der fertig gestellten, aber noch nicht bezogenen Strafanstalt Freund Hillebrand trat, von dem wir schon wussten, dass er als Direktor dieses neuen und durchaus neuzeitlichen Zuchthauses bestellt war. „Ah!“ rief er uns überrascht an, „ihr beide seid’s“ Na, da kommt ihr ja gerade recht. Ich will euch rasch etwas zeigen, was ihr euer Lebtag nicht mehr zu sehen bekommt. Denn wenn das Zuchthaus einmal in Betrieb ist, habt ihr nie mehr Gelegenheit, diese neuesten Errungenschaften in Augenschein zu nehmen. Also los, in ein paar Minuten ist’s geschehen!“ Wir folgten ihm nun in das plötzlich hell erleuchtete Gebäude, mit den glatten kahlen Betonwänden und bestiegen einen geheimnisvollen Fahrstuhl. „Seht!“ erklärt uns dort der Direktor, „hier haben wir die neueste Errungenschaft im Zuchthausbau. Da sind die Zellen für die Widerspenstigen, fünf Stockwerk tief unter dem Erdboden. Fensterlos, nur ein Luftschacht schützt vor dem Ersticken. Schalldichte Wände, schalldichte Türen. Wenn so eine Tür ins Schloss fällt, da mag einer toben und wettern wie er will, er bringt sie nicht mehr auf. Hier wird der wütendste Berserker zahm. Hier in

dieser grauenvollen Tiefe hält es kein Verbrecher länger als eine Nacht aus und am nächsten Morgen ist er lammfromm wie ein Säugling. Kaum hat der Direktor diese Erklärung beendet, wird von oben nach ihm gerufen. „Einen Augenblick“, entschuldigt er sich und verschwindet mit dem Fahrstuhl nach oben. „Grauenhaft“, denke ich. „Wer mag der erste Unglückliche sein, der mit dieser Zelle Bekanntschaft macht?“ In der Meinung, der Direktor müsste jeden Augenblick zurückkommen, plagt Freund Bernegger die Neugier, er schließt die Tür mit den Worten: „So, jetzt bin ich mal gespannt neugierig, ob das Luder wirklich nicht von innen zu öffnen ist!“ Noch bevor ich es verhindern kann, fällt die Tür ins Schloss und wir sind gefangen. Die schalldichte Tür hält ihre Opfer fest. Aber noch machen wir uns keinen Gedanken, denn der Direktor muss uns ja jeden Augenblick holen. Es verstreichen Minuten, Viertelstunden. Nichts rührt und regt sich in der grauenvollen Kerkertiefe. Wir wissen, Poltern und Schreien ist zwecklos, denn Tür und Wände sind schalldicht. Und wenn sie es nicht wären, wer sollte uns denn in dem noch unbewohnten Gefängnis hören? Auch wenn sich außerhalb der Zelle jemand herumtrieb, wir könnten ihn nicht hören und uns verständlich machen. Und wer in aller Welt weiß denn, dass wir hier gefangen sind und die Sekunden zählen? Eine Stunde verrinnt, eine zweite, dritte, vierte ...Nichts rührt sich, niemand kommt zu unserer Befreiung. Wir denken an Frau und Kind und Braut, die uns vermissen und nicht wissen, wo wir sind. Die Nacht, die heilige Weihnacht vergeht in grauenvoller Bangigkeit. Wir sind längst still geworden und können nichts als beten, stammeln und lallen. Die Uhr sagt uns, dass es schon Morgen ist, aber um uns ist es immer noch Nacht, tiefste Gefängnisnacht fünf Stockwerk tief unter dem Erdboden. Wir können hier verkommen und verschmachten – und niemand weiß um unsere Not. Gelöbisse steigen aus qualvoll zermarterten Herzen. Das Blut pocht in den Schläfen und dennoch weht es mir wie Eisesluft ums Haupt. Ich fühlte deutlich, wie mein Haar schon grau geworden ist. Die Uhr zeigt auf Mittag und niemand kommt zu unserer Rettung. Wir haben uns schon in unser Schicksal ergeben und mit dem Leben abgeschlossen. Da endlich tut sich die Türe auf – Polizei steht vor uns. Wir umarmen die Braven und weinen Freudentränen. So mag einer armen Seele zumute sein, die plötzlich aus Höllenqualen in Himmelswonnen erhoben wird. Ganz einfach: der Direktor, der damals noch Staatsanwalt war, wurde an dem Abend, da er uns die verhängnisvolle Zelle zeigte, plötzlich in einer sehr eiligen dienstlichen Angelegenheit abberufen. Er gab dem Verwalter des neuen Zuchthauses, der ebenfalls nur vorübergehend anwesend war, den Auftrag, uns aus der schrecklichen Tiefe zu holen. Dieser wollte uns mit dem Fahrstuhl auch richtig heraufbefördern, aber da er uns nicht mehr antraf, dachte er, wir wären über die Kellertreppen schon weggegangen. Davon, dass wir in der schalldichten Zelle saßen, hatte er ja keine Ahnung. Also ging er seelenruhig zu seinen Lieben nach Hause, um mit ihnen frohe Weihnachten zu feiern. Der Direktor dachte auch nicht mehr an uns, nachdem er uns durch den Verwalter schon geborgen glaubte. Nur die Frau meines Freundes Bernegger und meine Braut, die über unser Ausbleiben aufs Äußerste bestürzt waren, wandten in ihrer Not sich schließlich an die Polizei. Diese arbeitete die Nacht und den nächstfolgenden Tag mit allem Eifer, uns ausfindig zu machen. Aber auch ihre Mühe war vergeblich. Bis schließlich ein Zufall zu unserer Entdeckung und endlichen Errettung führte. Das aber war der Zufall, dass mein Wagen immer noch mit leuchtendem Schweinwerfer, vor dem neuen, noch unbesetzten Zuchthaus stand. Dieser Umstand war einem in der Nähe wohnenden Gärtner aufgefallen, der dann in der Folge einen zufällig des Weges kommenden Schutzmann auf den vermeintlich herrenlosen Wagen aufmerksam machte. Dieser Schutzmann machte sogleich Meldung bei der Hauptstation, wo der Wagen als mein Eigentum, der auf mich eingetragenen Nummer entsprechend, festgestellt wurde. Nun war die richtige Fährte gefunden. Eine Rückfrage der Polizei bei dem künftigen Direktor der Strafanstalt ergab die weiteren Anhaltspunkte. Aus der Tatsache, dass der Wagen immer noch vor der Strafanstalt stand, schloss man, dass mein Freund Bernegger und ich noch unfreiwillig in der Falle saßen. Wie aber, wenn ich den Wagen nicht gehabt hätte, der schließlich zu unserer Befreiung führte? Wir wären zweifellos in jener grauenvollen Zelle verschmachtet, und verkommen. Denn die Strafanstalt ist erst ein Vierteljahr später in Betrieb genommen worden. Zu dieser Zeit hätte man höchstens noch unsere verdorrten Leiber gefunden, wenn nicht dieser seltsame Zufall unsere rechtzeitige Rettung nach soviel endlosen Stunden des Grauens ermöglicht hätte. Immerhin – dieses eine Gute hatte dieses fürchterliche Erlebnis für mich, dass ich seit jener entsetzlichen Weihnacht alljährlich dem ärmsten und verlassensten Sträfling jener Anstalt eine besondere Christfreude mache, zum Dank für die glückliche Rettung aus höchster Not. Und heute weiß ich, dass dieses Erlebnis einen bedeutungsvollen Lebenssinn für mich hatte. Denn all die Armen, die ich seitdem auf diese Weise betreuen durfte, sind mir anhängliche und ergebene Freunde geworden. Ist auch das Haar grau geworden in jener Nacht, so hat doch das Herz einen Hochgewinn gemacht, auf den ich nimmer verzichten könnte. So hat alles seine gute Seite, auch das vermeintliche Unglück, ja dieses erst recht, wenn man die Nutzenwendung daraus mit dem Herzen zu ziehen weiß. So wurden aus einer Nacht des Grauens Jahre des Segens für mich und die Vielen, um die sich seitdem meine Sorge müht.

V.D.K. G.Y.A.
Kinder-Weihnachts-Feier
 Montag, den 19. Dezember 1949
 Eigenstetter-Saal
 Anfang: 1 Uhr nachmittags
 Bunte Kinder-Weihnachtsprogramm. – Alt und Jung sind bestens eingeladen.
Zum Stefanitag 19 Uhr im Eigenstetter-Saal
 ladet der VdK. die Bevölkerung Rottenburgs zur gemeinsamen Weihnachtsfeier bestens ein.
 Das große Festprogramm: Besinnlich und heiter wird alle in die gewünschte Feststimmung versetzen.

Anzeige aus dem Jahre 1949



Filialkirche des Hl. Johannes Baptist in Stein aus dem 15. Jahrhundert.

9. DEZEMBER

Der Hund des Lumpenhändlers Eine Weihnachtsgeschichte / von Richard Hoiven

Wir saßen, der Tierarzt Langer und ich, neben dem kleinen Weihnachtsbaum, dessen zwölf Kerzen leise knisterten und zusammen mit dem Geruch erhitzten Wachses und des Tannenharzes, einiger Pfefferkuchen und dem heißen Gewölk eines starken Punsches die schweigende Erinnerung an Kinderzeit und Heimat, Eltern, Traum und vergangene Seligkeit heraufbeschworen. Ein großer, brauner Vorstehhund erhob sich schwer von seinem Lager in der dämmerigen Zimmerecke, kam freundlich heran und legte den Kopf auf Langers Knie. „Guter Hund“, sagte er und klopfte das matt glänzende Fell. Der Hund blieb stumm neben ihm sitzen und sah ihn mit seinen goldbraunen Augen an. „Ja“ sagte Langer nachdenklich und zog an seiner Zigarre. „Das ist Nimrod, ein guter Hund, der zweite, den ich habe. Vor drei Jahren hatte ich einen anderen, bloß für ein paar Tage...“ Er machte eine Pause und sah nachdenklich in die Zweige des schimmernden Baumes. „Sie wissen ja damals waren schlechte Zeiten, auch nicht viel schlechter als heute, aber immerhin.“ Da hatte ich im Dezember schon ein paar Mal hier in der Nebenstraßen einen Lumpenhändler mit einem großen Handwagen, der von einem Hund gezogen wurde, getroffen, einen früher mal schönen, starken, aber jetzt gänzlich heruntergekommenen Hund, nicht reinrassig, obwohl sich auch solche Hunde manchmal vor einem solchen Lumpenwagen finden, nein, so ein richtiger Lumpenhund. Aber manchmal sind das die besten Hunde, die man sich denken kann, Charaktere durch und durch.“ „Wenn sein Herr mal in einem Haus war, um seine schäbige Ware zu holen, dann hatte der Hund nicht mal eine alte Decke, nicht mal ein Stück Lumpen auf die er sich hätte legen können, und es war oft genug Schlagewetter. Regen oder schneidige Kälte. Nicht ein einziges Mal habe ich gesehen, dass sein Herr, - was heißt Herr, ein gemeiner Kerl mit einem Affengesicht – zu ihm freundlich gewesen wäre. Meist jagte er ihn mit einem groben „He! Los, hoch und ließ ihn allein ziehen. Haben Hunde Hufe zum Ziehen? Sie denken gar nicht dran. Aber Hunde sind ja so, dass sie an sich gern ziehen. Und so legte er sich dann mit aller Macht in das Geschirr und zog davon, am liebsten im Galopp, wenn er gekonnt hätte. Bloß er konnte nicht mehr.“ „Einmal als er im Schneetreiben so ganz allein dalag und ergeben vor sich hinsah, bin ich an ihn herangetreten und hab ihn gestreichelt. Er hob den Kopf nach mir, starrte mich ganz erstaunt an und leckte mit der Zunge nach mir. Aber es war ein Fehler, ihn zu streicheln. Da zeigte man ihm nur, wie er’s hätte haben können, und dann überließ man ihn sich selbst wieder. So sind die Menschen. Sie meinen’s sich selbst zum Guten, wenn sie mal freundlich sind.“ „Drei Tage danach traf ich ihn wieder. Er lag auf dem blanken Eis am Rinnstein und keuchte. Ich sah ihn mir an. Gesund sah er nicht aus.

Und im gleichen Augenblick kam der Kerl aus dem Hause mit einem ganzen Schwung Lumpen überm Arm. Er schmiss den Haufen zu dem übrigen auf dem Wagen, und das gab eine ganz anständige Last, kann ich dir sagen. „Dann kam das übliche: „He! Los“ Aber der Hund keuchte nur und blieb liegen. Er konnte sich nicht mehr sofort und ohne weiteres erheben. Er war krank, und alt, schlecht ernährt obendrein.“ „Was soll ich dir sagen, ehe ich den Mann drauf aufmerksam machen konnte, dass der Hund nicht mehr imstande sei, wie ein junger gesunder Hund zu parieren, gab er ihm einen Fußtritt in die Rippen, dass es nur so krachte. Der Hund kam schwankend und hustend hoch und warf sich automatisch in die Stricke dass es einen Ruck gab. Aber der Wagen rollte nur ein paar Fingerbreit voran und blieb dann stehen. Neuer Fußtritt! Da verließ mich die Beherrschung. Ich fuhr den Kerl an, und es mag für einen Augenblick so ausgesehen haben, als wenn ich ihn anfassen wollte. Lust dazu hätte ich gehabt, aber mit Boxhandschuhen. Was soll ich dir sagen: Bevor der Mann noch etwas sagen konnte, warf sich der Hund zurück und schien nicht übel Lust zu haben, dieses Vieh von einem Menschen noch zu verteidigen. Wenigstens zeigte er mir die Zähne. Ich war starr. Such dir mal einen Menschen, der das tut!“ „Das gab den Ausschlag. Ich wandte mich an den nun selbst verblüfften Kerl und bot ihm für seinen Hund eine kleine, aber durchaus respektable Summe. Und was soll ich dir sagen: Jetzt erfolgte das Gegenstück zu dem Hund. Der alte Heuchler merkte wohl, dass mir an dem Hund plötzlich etwas lag. Solche Zigeuner sind so gerissene Menschenkenner. Und er fing beinahe an zu flennen, redete von seinem treuen Tier, das er so liebte, und was dergleichen widerwärtiges Gewäsch mehr war.“ „Um es kurz zu machen: Ich bot dem Mann – nun hatte mich der Ehrgeiz samt dem Mitleid gepackt – bot ihm eine unerhört hohe Summe sechzig Mark. Dafür konnte er sich jederzeit einen starken, jungen, gesunden Hund kaufen. Und da griff er zu, aber auch erst, nachdem er sich überzeugt hatte, dass nicht mehr zu erreichen war. Er spielte eine Komödie bis zuletzt und verabschiedete sich jammernd und beinah heulend von dem geliebten Hund.“ „Na ja es war ziemlich eklig.“ Ich nahm ihn mit. Er wollte erst nicht, aber dann kam er. Er war vor lauter Krankheit und Elend und Alter zu widerstandslos. Zu Hause gab ich ihm erst mal einen Haufen Knochen und holte Abfallfleisch aus dem Schlachthaus. Und er fraß! Und wie er fraß! Aber nicht lange, dann ließ er alles liegen. Er war krank und zu schwach und zu gleichgültig und abgetrieben. Als ich ihn untersuchte, sah ich was los war. Lungenentzündung. Ich habe mir noch drei Tage Mühe um ihn gegeben. Es bestand noch eine kleine Aussicht. Aber als ich gerade am Heiligabend sah, dass nichts mehr zu machen sei, habe ich dieses Leben mit einer Spritze schmerzlos beendet. Er machte eine Pause, zog gedankenlos an seiner Zigarre und sagte dann nachdenklich indem er auf den weißen Brand blickte. „Du ... und ein Nachspiel hatte die Sache damals auch gehabt. Da war ein Mädchen das mir nicht gleichgültig war. Ich hatte Absichten, sehr ernsthafte sogar. Aber als ich sie bald darauf traf und ihr die Geschichte von dem Lumpenhund erzählte, sagte sie als sie von der Kaufsumme hörte, ganz spontan. Mein Gott, sechzig Mark für so einen Köter. „Siehst du, und da habe ich mich zurückgezogen ... Rassehunde zu lieben ist leicht aber Köter! Köter!“ Er lachte ein wenig geringschätzig und schwieg. Pause, Schweigen. „Guter Hund, sagte er und ließ die Hand über Stirn und Kopf Nimrods gleiten. Der große Hund erhob sich als habe er sich damit eine Weihnachtsfreude abgeholt, ging zu seinem Lager in der dämmrigen Ecke und legte sich umständlich und schwer zurecht.



„Ihr Kinderlein kommet, ach, kommet doch **all!**“

Kindergarten-Weihnachten in Rottenburg.

Es war auch in diesem Jahr wieder eine allerliebste Weihnacht. Feierstunde, die unsere ehrw. Schwestern v. Rottenburger Kindergarten mit ihren kleinen Schützlingen am vergangenen Freitagnachmittag veranstaltet hatten. Man kann die Liebe und Geduld unserer Ehrw. Schulschwestern gar nicht hoch genug einschätzen wenn man erlebt hat, mit welcher Hingabe die Kleinen unter ihrer Anleitung und Einstudierung ihren Eltern, die sich zu diesem Nachmittag sehr zahlreich eingefunden hatten, durch Spiel und Tanz einige frohe vorweihnachtliche Stunden bereitet hatten. Sie sangen und spielten, dass es eine Herzensfreude war und das Christkindlein schon nicht anderes konnte, als jedem der kleinen Mädchen und Buben ein kleines Geschenk zukommen zu lassen. Die Bescherung fand in einem anderen Raum statt und es gab viel „Ah“ und „O“, als man den zierlich aufgeputzten Christbaum und den Gabentisch sah. Außer Süßigkeiten u. weihnachtlichem Feingebäck, das von den Eltern beim „Christkind“ deponiert worden war, war es dem Rottenburger Kindergarten durch Spendengaben erst möglich gemacht worden, jedes Kind noch mit einem Extra-Spielzeug zu erfreuen. Mit Stolz berichteten die Kinder ihren Eltern, die persönlich nicht an der Weihnachtsfeier ihrer Kleinen teilnehmen konnten, von ihrem großen Erleben an diesem Nachmittag.



Nebenkirche St. Jakobus d.Ä.in Unterrotterbach. Spätgotische Anlage aus dem 15. Jahrhundert.

10. DEZEMBER

Der Engel im Dorf Eine Weihnachtsgeschichte von Karl Röttger

Irgendwo steht geschrieben, dass Gott die Menschen brauchte, um auf Erden wirksam zu sein, und dass Engel nicht nur als Unsichtbare da oben seien, sondern auch als Menschenwesen auf der Erde wandelten... Eben dieses fiel mir ein, als ich die Geschichte eines Engleins erfuhr, das ein wirkliches Menschenkind war. Es war dem Schmied, der am Ausgang des Dorfes wohnte, und seiner Frau an einem trüben Dezembersonntag geboren worden, und es war deren Eltern gewesen, als schein ein Licht aus den großen blauen Augen des Kindes. Die größeren Geschwister hatten gemeinsam die Wiege umstanden und andächtig auf das Kind geschaut. Die Mutter aber hatte später viel am Bettchen des schlafenden oder wachen Kindes gestanden und auf es niedergeschaut, so dass der Schmied sich oft gefragt hatte. Was sieht sie wohl an dem Kinde? Es weinte nie, war still, zart, gedieh langsam und stetig, lächelte aus seinem Kissen Vater und Mutter an, begann zu sprechen, zu laufen und wurde von den Geschwistern, einem Knaben und einem Mädchen, ins Freie geführt, offenbarte da bald seine Freude an den Blumen, und an den Tieren. Es konnte später zur Sommerzeit, wenn die Geschwister in der Schule waren, Vater und Mutter ihre Arbeit taten, allein im Gras sitzen, ohne nach jemanden zu rufen. Einmal kam die Mutter herzu, wie es mit Spatz und Buchfink sprach, die vor ihm trippelten und Krümchen pickten, die es von seinem Brot hinwarf. Die Mutter blieb von ferne stehen und sah, wie zuletzt ein Fink sich auf des Kindes Arm setzte und es zutraulich anschaute. Ein anderes Mal wunderte es sie, dass das Kind, wie es schien, in den Wind sprach; als sie aber genauer hinsah, saß ein Häslein in der Hecke und schaute zum Kinde her, als höre es ihm zu. Das war zu der Zeit, als das Kind ins vierte Jahr ging. Im frühen Frühling des andern Jahres fiel der Schmied in ein hitziges Fieber und starb nach wenigen Tagen, die Mutter mit den Kindern zurücklassend. Das Unglück fiel so schwer auf das Herz der Frau, dass sie fast vergaß, dass ein Englein bei ihr zur Gast war. Eines Abends hörte sie Stimmen in der Kammer der Kinder, lauschte und erkannte die Stimme des Jüngsten: „Sei nur still“ hörte sie sagen, „morgen gehe ich zu ihr und sage ihr, dass sie still sein muss und nicht weinen darf“. Ihr Herz erschrak, denn sie hatte am Abend geweint, als die Kinder zu Bett gebracht waren. Als sie ins Zimmer leuchtete, schlief das Englein schon wieder. Am andern Tage sprach es nicht mit ihr darüber, aber als sie am folgenden Abend wieder vom Schmerz übermannt wurde, ging lautlos die Tür auf. Das Englein stand da in seinem langen weißen Nachthemd, kam zur Mutter, legte das Händchen auf ihren Arm, wischte ihr über das Gesicht, sagte nichts und ging wieder in seine Kammer. Da wurde die Mutter wundersam getröstet, ihr Schmerz wurde leiser, und sie arbeitete viel in Garten und Haus.

Die Birken grünten wieder, die Nachtigall war ins Land gezogen, auf Harms großem Dach bauten die Störche ein Nest. Die Mutter arbeitete mit ihrem Knaben auf dem Land hinter dem Hause. Margarete aber, das Englein, saß auf dem Türstein und sah auf die Sonnenflecke am Weg. Da kam ein Mann des Weges, mit einem Rucksack, einem großen Hut und einem Stock. Die Schmiede stand offen, es war dämmrig, und es war, als trauerten Hämmer und Amboss. Der Mann schaute zum Tor herein, dann sah er das Kind an und lächelte. Das sagte zu ihm: „Ich weiß, wer du bist“. – Nun, Kind?“ – „Ein Schmiedegesell! Und du willst Arbeit nehmen bei uns“. „Aber nein, Kind, ein Schmiedegesell bin ich wohl, aber ich will in der Stadt Arbeit nehmen.“ – „Nein“, sagte das Kind, „sprich erst mit der Mutter; sie arbeitet hinter dem Haus auf dem Land; ich will sie rufen“. – „Nein“, sagte der Mann, „einen Schluck Wasser sollst du mir geben und ein Stück Brot, dann muss ich weitergehen“. – „Gut, wenn du kannst“, sagte das Kind und brachte ihm das Brot und den Trunk. Als er getrunken hatte, sah er auf das Kind nieder, streckte ihm die Hand hin, um Abschied zu nehmen, und konnte dann doch nicht. Als die Mutter vom Felde kam, hörte sie einen Hammerschlag in der Schmiede, kam und sah dass ein Geselle in der Schmiede die Arbeit tat, die vorher ihr Mann getan hatte. Das Englein geht schon einige Jahre zur Schule, hat Freundinnen, mit denen es an Nachmittagen oder Abenden im Kreis spielte. Da geschieht es eines Sommerabends, dass sie ihm zufällig begegnete. Brinken ist ein Großbauer, ein Gutsbesitzer, der auf einem burgartigen Hof sitzt, der von einem Wassergraben umgeben ist. Seit die Braut ihm aufgesagt hat wegen seiner Spielleidenschaft, reitet ihn der Satan, schmerzt eine Wunde, und das zwingt ihn, häufiger als zuvor durch die Dörfer zu jagen, von Wirtshaus zu Wirtshaus. An diesem Sommerabend spielen die Kinder auf dem Platz zwischen der Kirche und dem Wirtshaus. Da stürmte er hinter dem Friedhof heran: Singend Räderrollen, begleitet vom Gebell der Hunde am Wege hin. Die Kinder laufen schreiend zu Seite, Margarete aber hebt wie hilflos die Arme, steht erstarrt auf dem Platz. Die Pferde stehen plötzlich, dicht vor dem Kinde, der Trunkene aber schlägt mit der Peitsche nach Margarete, dann springt er ab, steckt die Peitsche in den Ring, macht die Leine fest und geht ins Wirtshaus. Margarete ist blass, umso roter steht der Striemen ihr im Gesicht, von der Schläfe herunter bis zum Kinn. Still sagt sie zu den Kindern. „Wir wollen nun heimgehen“, und sie gehen schon. Drinnen weint sie lange und heftig in den Schoß der Mutter. Die drückt es, es sei das erste Mal, dass ihr Englein weinte. Der fremde Gesell wird zornig, als er sieht, was Brinken dem Kinde angetan hat, das aber beschwichtigt ihn und nimmt ihm das Versprechen ab, dem wilden Manne nichts zu tun. Lange hat Margarete gebraucht, das, was ihr Böses widerfuhr zu vergessen. Sie spielt mit den Kindern des Dorfes, hilft der Mutter im Garten, sitzt im Grünen, spricht in den Wind. Aber den herrischen Wilden treibt sein Dämon ins Uferlose. Im Herbst, als er wieder einmal trunken heimfährt, und die Biegung über die Brücke auf den Hof nehmen will, kam er in Schleudern, als die Achse zerbricht, und der Wagen in den Graben stürzte. Er windet sich noch heraus, schleicht ins Haus – lacht jemand hinter ihm? – und fällt auf sein Lager. Da liegt er nun. Anderntags steht das Fieber hoch; der Arzt kommt, und wochenlang liegt er zwischen Tod und Leben. Als er aufsteht, blass und still, ist der Winter da, und es ist Dezember geworden. Etwas sagt in ihm: Mach gut, was du bisher schlecht gemacht hast! Bitte jenes Kind, dass es die Hand auf deine Schläfen legt, hinter denen der Schmerz sitzt! Aber er tut es doch nicht. Das Herrische, Wilde fällt ihn wieder an, doch fährt er nicht mehr von Wirtshaus zu Wirtshaus. Durchs Dorf raunt die Stimme des Advents. Vor den Fenstern der Händler stehen die Kinder, schauen die ach, so ärmlichen – Weihnachtsherrlichkeiten an, die da stehen. Aber in das süß-erwartungsvolle Ahnen der Kinder mischt sich ein dunkles Raunen, das von der Burg herkommt; der wilde Brinken liege wieder im Fieber und stehe wohl nicht mehr auf. Es dringt hin bis zur Schmiede. Der Gesell zuckt die Achseln, das Kind aber geht still hinaus und dann in die Kammer. Die Mutter hört, wie das Kind wieder mit dem Unsichtbaren spricht und am Ende einschläft. Dann geschieht das Wunderbare. Am Nachmittag vor dem Fest ist die Mutter noch ins Dorf gegangen. Da bittet Margarete den Gesellen, den sie lieb hat, sie bis zur Burg zu begleiten, damit sie dem kranken Mann, der allein und verlassen daliege, ein Weihnachtslied bringe. Der Gesell kann dem Engel keine Bitte abschlagen, und so gehen die zwei durch das Dunkel des Abends, kommen über die Brücke und stehen am Haus. Eine geschwungene Treppe geht zu einem Söller hinauf. Da zündet der Mann die Kerzen an, aber das Kind geht allein hinauf und hinein, das Licht vor sich tragend. Wie ein wirklicher Engel, denkt der Gesell, während er sich an den Pfeiler lehnt, um zu warten. Es währt lange, bis Margarete zurückkommt. Dann nimmt sie schweigend die Hand des Mannes und geht mit ihm den Weg zurück. Als sie vor dem Hause angekommen sind und das Licht der Weihnachtsstube süßen Schein auf die Straße schickt, sagt sie: „Nun könne wir die Weihnacht feiern. Nun können wir froh sein. Denn auch er, der Arme, Verirrte hat sein Weihnachtslicht und es ist bis in sein Herz gedrunken.“ Der Mann, der fremde, schaut auf das Kind, dann in den Sternenhimmel, und ein nie gekanntes Gefühl steigt in ihm auf, dass Weihnachten ist und dass ein Engel bei ihm ist.

(Frei-Licht)

Rottenburg

Wie durch gemeindliche Ausschreibung in kann gegeben wurde, ist die elektr. Stromabwill sagen, dass an diesem Tage abends die diese Nacht. Begrüßenswert wäre es, wenn Uhr schon um 4 Uhr nachmittags erfolgen könnte, um unsere Hausfrauen bei den Vorbereitungen zum Feste nicht zu behindern und damit`s Christkindl leichter hereinfindet in unsern Markt zu den braven Kindern.



letzter Nummer des „Rottenburger Anzeiger“ be- gabe am hl. Abend, 24. Dezember, gesichert, das Lichteinschränkung eingestellt wird, aber nur für die Stromeinschaltung an diesem Tage statt um 5



Filialkirche St. Margaretha in Niederhatzkofen. Von einer spätgotischen Kirche ist der Chorraum noch erhalten, dem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Schiff angebaut wurde.



Hauskapelle der Familie Datzmann in Eschenloh. Peter Datzmann kaufte 1913 die Kapelle die mitten im Dorf stand und renovierte sie. 1967 als die Kreisstraße neu gebaut wurde, versetzte man sie an den Ortsrand.

11. DEZEMBER

Das Geschenk für die Tanten Eine fröhliche Weihnachtsgeschichte

Mausetot war eines Tages die uralte Schäferhündin Lola auf ihrem Ruhebett gelegen. Die betagten Tanten waren in tiefster Trauer. Mit dem Hund war ihre Tageseinleitung verloren gegangen; niemand weckte sie mehr am Morgen; niemand wollte mehr dreimal am Tag auf die Straße hinunter, – spazieren gehen war absolut sinnlos geworden; niemand mehr freute sich um 1 Uhr auf Mittagessen; und mit dem, „Schäferhündchenstündchen“ war es auch vorbei. „Sie ist nicht mehr!“ hatte Tante Frieda zu ihrer verheirateten Nichte Edith gesagt, die mit Mann und Kind in einem Häuschen vor der Stadt wohnte. Dieses Kind, die Anneliese, war übrigens ein allerliebster 14 jähriger Fratz. Anneliese hatte trotz ihrer unendlich vielen Backfischinteressen ein inniges Verständnis für den Kummer der alten Damen. „Wir müssen euch einen neuen Hund schenken!“ meinte sie gutmütig. „Nie wieder einen Hund,“ sprach Großtante Meta pietätvoll, „nie wieder – es gibt keine zweite Lola!“ – Die Nichte Edith stimmte dem im Stillen bei, aber aus anderen Gründen; ihr waren Hunde bei anderen Leuten weit lieber als im eigenen gepflegten Heim. Der Herbst kam, die Blätter fielen bereits von den Bäumen. „Es muss etwas geschehen“, stellte Frau Edith fest und ihr Gatte nickte beifällig, aber nicht gerade so, als hätte er eine gute Idee. Wenn Verwandte zu den Tanten kamen, erzählte man von dem ausgezeichneten Kaffee, den sich die Frau Professor Uhlke aus Hamburg habe schicken lassen, von dem viel zu hellen Farbton des neuen Mantels der Cousine Afra, von dem fabelhaft reichen Bräutigam der Untermieterin bei der Nachbarsfrau und von anderen Dingen, aber stets und immer wieder brachten die alten Damen die Rede auf den verlorenen Hund. Plötzlich verfällt Frau Edith auf eine List. Sie bittet kurz vor Weihnachten die beiden Tanten um eine große Gefälligkeit. Das Töchterlein, die Anneliese, soll ein besonderes Geschenk erhalten; ob sie dieses nicht inzwischen in Verwahrung nehmen möchten? – Ja, aber das Geschenk ist nämlich ein Foxl, ein reinrassiger Foxl mit wunderschönen kerzengraden Pelzbeinen. „Umzugshalber“ ist er billig erstanden, aber dafür sofort zu übernehmen. Betreten opfern sich die Tanten – Anneliese zuliebe. Ihr Herz blutet: Lolas Korb, Lolas Kissen, Lolas Teller müssen für den fremden Hund hervorgeholt werden. Am Abend liefert ein Mann den Foxterrier ab. Der rennt zunächst durch alle offenen Zimmertüren. Nur manchmal, wenn man ihn erwischt, landet er kurz und zappelnd auf einem Tantenschoß. Er frisst, was er kriegen kann, Fleisch, Suppe, Kuchen, sogar Schwarzbrot.

Seine Pflegemütter sind ein wenig atemlos, als er endlich müde wird. Sie betten ihn sorgfältig in Lolas Korb. Tante Frieda meint entschuldigend; „Den hätte Lola auch gebilligt; sie war immer so lieb zu kleinen Hunden, die Gute!“ Die nächsten Tage vergehen schnell. Nur wenn der kleine Treibauf schläft, haben auch die beiden Damen Ruhe. Gewissenhaft, beinahe mit Liebe, wird das Tier betreut. Einen Tag vor dem Weihnachtsfest fragt Tante Meta etwas verlegen ihre Nichte; „Du – Edith, ob man wohl deinem Kinde einen anderen Hund schenken dürfte? Ich glaube, d e n hat Tante Frieda ein wenig in ihr Herz geschlossen; ich, ich möchte ihr den Foxl zum Fest beschenken!“ Frau Edith jubelt innerlich, aber sie verrät sich nicht. Ja, wenn die Tante Meta meint – warum nicht? Nur möchte Edith selbst den Hund schenken. „Für meine kleine Anneliese kann man nach Weihnachten in aller Ruhe einen anderen aussuchen“, sagt sie, „inzwischen genügt ein Gutschein.“ Tante Meta enteilt befriedigt und geheimnisvoll. Gegen Abend erscheint auch Tante Frieda bei ihrer Nichte. Schüchtern und stockend bringt sie ein Anliegen vor: „Du, Edith, der Foxl – also so etwas Liebes! Du glaubst gar nicht, wie Tante Meta auflebt und sich frischer fühlt, seitdem sie Tag für Tag mit ihm spazieren geht – am Vormittag, nachmittags nehme ich ihn mit. Ich will sie überraschen und ihr den Hund schenken – erlaubst du es?“ „Schön, schön“, sagt Frau Edith, „nur lass mich den Fox der Tante schenken. Kommt morgen zu uns; wir beschenken um sechs Uhr; den Hund lasse ich holen.“ Am heiligen Abend um sechs findet jede Tante auf ihrem Platz ein Körbchen. „Ich schenke Dir hiermit einen halben Fox. Edith“. Ein halber und noch ein halber – ein ganzer! Der wird von Anneliese in die Hände seiner strahlenden Herrinnen geführt. Aber nun sind auch die Tanten am Schenken. Geheimnisvoll eilt jede hinaus, die eine in den Keller, die andere gar bis zum Nachbarn. Und was bringen sie stolz herein? Jede an einer Leine – einen Fox! Drei Hunde bellen laut und fröhlich, Tante Meta, Tante Frieda, Frau Edith und ihr Herr Gemahl schauen verdutzt einander an, nur Anneliese nimmt ihre zappelnden Geschenke unter die Arme und quietscht beseligt durch den Lärm: „Hurra, Mutti, gleich zwei Foxis!!!“

Pilsch



Rottenburg

(Weihnachtsbescherung)

Gestern veranstaltete in der Streiblhalle der Frauenzweigverein vom Roten Kreuz eine schön verlaufende Weihnachtsfeier für die armen Kinder in Rottenburg. Zu der Feier waren erschienen Herr Oberamtmann Sattenberger, die hochwürdige Geistlichkeit, Herr 1. Bürgermeister Stapfer sowie die Damen der Vorstandschaft des Frauenzweigvereins. Eingeleitet wurde die Feier mit einem netten Weihnachtslied von drei herzigen Englein. Dann folgte ein 6 aktiges Weihnachtslied, betitelt: „Prinzessleins Weg zum Christkind.“ Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender: Prinzesslein ist ein wildes Mädchen und verübt allerlei Streiche. Zuletzt erbettelte es sich von seiner Mutter ein Flugzeug. Mit demselben brennt es durch und fliegt hinauf zum Sternerraum. Dort hörte es zum ersten mal vom Christkind und darf es dann im Traum anschauen. Vom Schutzengel wird es dann in eine Köhlerhütte gebracht, wo es zum Christkind beten lernte. Von diesem erhört, kehrt es als braves und frommes Kind ins Vaterhaus zurück, wo auch die Mutter den Weg zu Gott gefunden hat und mildtätig gegen die Armen wird. Die kleinen Künstlerinnen gaben ihr Bestes, das herrliche Weihnachtsspiel voll zur Wirkung zu bringen und die Herzen der Zuschauer zu erfreuen. Der gesangliche Teil, die eingeflochtenen Reigen und die schöne Kostümierung gefielen allen Anwesenden. Die kleinen Künstlerinnen ernteten für ihre Vorführung großen Beifall. Zum Schluss der Darbietungen dankten zwei Mädchen in einem Vers den edlen Spendern für die vielen Gaben, besonders der edlen Vorstandsdame Frau Justizrat Goß. Frau Justizrat Goß nahm anschließend die Verteilung der Gaben vor, welche in Gutscheinen einen Wert von 4 Mark hatten, die in den hiesigen Geschäften gegen Waren eingelöst werden konnten. 74 arme Kinder konnten somit beschenkt werden. Frau Justizrat dankte allen Spendern wie den ehrwürdigen Schulschwestern für ihre Bemühungen und bedauerte nur, dass der Frauenzweigverein heuer nicht mehr geben konnte. Besonderen Dank und Anerkennung gebührt den Schulschwestern für ihre große Ausdauer beim Einstudieren der schwierigen Gesangsstücke und Rollen, sowie die Herstellung und das Schneiden der ganzen Kostüme und der Dekoration der einzelnen Akte. Mit freudig-glänzenden Augen und dankerfüllten Herzen verließen die beschenkten Kinder den Saal. Der Frauenverein vom Roten Kreuz hat sich mit dieser Weihnachtsbescherung armer Kinder wieder von der edelsten Seite caritativen Wirkens in dieser Notzeit gezeigt, damit haben sie sich in den Herzen aller Rottenburger wieder einen lieben Platz geschaffen. Dafür an dieser Stelle herzlichsten Dank und Anerkennung.

Für Groß und Klein
finden Sie
ein schönes, preiswertes und gutes
Weihnachts-Geschenk



im Fachgeschäft
Johann Lang R. G.
Biffeltshausen-Rottenburg
Telefon 37

Anzeige aus dem Jahre 1949



Pfarrkirche Mariä Lichtmeß in Inkofen. Spätgotische Anlage, gebaut in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert.

12. DEZEMBER

Zauber im Tannenwald Ein Weihnachtsmärchen für die Kinder Von Georg Denkl

Auf einem einsamen Hof lebte ein armer Bauer. Gott hatte ihm und seiner Frau ein Mädchen geschenkt, das sie Elfriede nannten. Elfriede war fünf Jahre alt und hütete die Ziegen der Eltern. Der Vater hatte ihr streng befohlen, wohl acht auf die Tiere zu geben und nicht wegzulaufen. Eines Tages aber, als die Sonne in den Wiesen gar so glühend brannte, machte sich Klein-Elfriede auf in den Schatten, setzt sich an den Waldrand und schaute nur von ferne nach den Ziegen. Plötzlich sah sie neben sich im Gras eine dunkelrote, herrliche Erdbeere leuchten und gleich daneben noch eine und weil sie immer neue sah, erhob sie sich und schritt pflückend weiter bis zu einer Lichtung. Dort legte sie sich müde von dem Bücken ins weiche Gras und schlief ein. Elfriede begann zu träumen. Sie sah sich als Fisch in einem großen Teich schwimmen, mit flinken Flossen hinunter in die Tiefe rudern und am Grunde des Wassers ruhen. Plötzlich lief ein eiskalter Schauer über Elfriedes kleinen Körper und sie erwachte, O Schreck! Ein Gewitter war gekommen. Es krachte und blitzte, und der dunkle Himmel schüttete wie aus tausend Gießkannen den Regen herunter. Elfriede hatte mitten in einer schwarzen Brühe gelegen. Sie fror und zitterte, denn das Wasser war durch ihr Kleidchen gedrungen; die Haare, die nackten Beine, der ganze Leib war nass. So schnell die kleinen Füße sie tragen wollten, rannte Elfriede heimwärts. Sie rannte keuchend auf einem umgestürzten Baum zu, aber der Wind blies durch das kalte Gewand. Da tappte sie weiter. In der Stube dunkelte es schon, als Elfriede nach Hause kam. Die Mutter stand unter der Tür, der Vater arbeitete noch im Stall. Elfriede weinte, aber die Mutter strich durch das strähnige Haar, presste ihr Kind an sich und küsste es. Dann nahm sie Elfriedes triefende Kleider, tröstete die Zitternde, und trug sie ins Bett, noch ehe der Vater eintrat; der hätte sein unfolgsames Kind herzlich geschimpft. Wochen später. Elfriede lag krank in ihrer Kammer und wollte nimmer genesen. Eines Mittags beugte sich der Vater über ihr Lager. Es schien ihm, als ob die Kleine schlafe. Da nahm er ihre Hand und zählte den Pulsschlag. Seine Miene wurde ernst. „Das Fieber ist wieder gestiegen“, sagte er halblaut, „wie konnte das Kind nur so krank werden?“ Da erzählte die Mutter von Elfriedes Regenschlaf im Wald. Sie schluchzte. „Dort in der Lichtung“, sagte er, hat unser Kind seine Gesundheit verloren!“ Elfriede aber hatte im Halbschlaf vernommen, was die Eltern redeten. „In der Lichtung“ wiederholte sie langsam, als sie allein lag, in der Lichtung - die Gesundheit – ich will sie suchen!“ und schob sich aus dem Bett.



Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Oberhatzkofen. Sie wurde 1743 erbaut und 1768 geweiht.

13. DEZEMBER

Feldpost für den Himmel

Eine Weihnachtserzählung von Erich Zwirner

Der Weg in den Himmel ist weit. Darum hatte Klein-Inge, schon als die ersten Schneeflocken wirbelnd auf die Erde tanzten, ihr Sparbüchserl ausgeleert und für den Inhalt ein kleines Tannenbäumchen aus Wachs und Papier gekauft. Im Himmel gab es keine Tannenbäumchen. Das wusste Klein-Inge. Und gerade in den Himmel hinein sollte dieses Bäumchen gehen. Wozu gab es eine Feldpost, die überall hingelange? Onkel Hermann würde nun nie wieder kommen, hatte man zu Klein-Inge gesagt. Der sei im Himmel, hoch über den dicken Schneewolken, die nun immer die weißen Schneeflocken ausschütteten. Und da sollte er doch ein Bäumchen haben wie in allen Jahren, wo er unter dem Lichterglanz mit Klein-Inge gespielt hatte. Es wurde ein feines Päckchen. Wie stolz doch Klein-Inge war! „An meinen Onkel Hermann, im Himmel“, stand als Aufschrift darauf zu lesen. Nun würde er in all dem Wolkendunst da droben im Himmel so ein kleines Bäumchen haben und merken, dass da drunten auf der Erde Weihnachten war. Feldpostinspektor Rose schüttelte den Kopf. Von Narvik bis Tunis, von Stalingrad bis zu den Pyrenäen war ihm der Gang der Feldpost kein Geheimnis. Aber vom Monde oder vom Mars, geschweige vom Himmel war in den amtlichen Richtlinien durchaus nichts vermerkt. Er rückte zum dritten mal seine Brille auf die Nase und studierte die ungelinken Buchstaben, die von liebevoller Kinderhand auf das kleine Päckchen gemalt waren. Sogar ein Absender war vermerkt. „Ja, da haben wir es schon“, brummte er gutmütig. „Inge Klein, Berlin“. Schon wollte er den großen Stempel auf das Päckchen drücken, der zu besagen hatte, dass die Anschrift unvollständig und die Sendung daher unzustellbar sei. Aber in diesem Augenblick musste er an daheim und an seine eigene Familie denken. Und nun hatte er einen Einfall. „An einen unbekanntem Soldaten“, schrieb er auf das Päckchen. „An einen unbekanntem Soldaten mit dem Vornamen Hermann“. Er legte das Päckchen zu dem großen Stapel, und ab ging es direkt in den Himmel hinein. Obergefreiter Hermann Möbius starrte in die weite Nacht hinaus. Weihnachten stand vor der Tür. Was bedeutete das schon? Der Obergefreite Hermann Möbius hatte sich nicht danach gerissen, um diese Zeit Urlaub zu bekommen. Wie viele Familienväter waren in der Kompanie. Sollten nur die anderen fahren. Was lag ihm daran? Kaum würde ihn hier draußen ein Gruß in diesen Tagen erreichen. Es war nicht das erste Weihnachtsfest, das er in einem Bunker an der Front verbracht hatte. Da erhielt der Obergefreite Hermann Möbius Post. Das heißt es war keine direkte Post, darauf sein Name geschrieben war.

Nein, es war ein kleines Päckchen das für einen Onkel Hermann bestimmt sei, der im Himmel wohnte. „Sehen Sie, Möbius“, hatte der Spieß freundlich gemeint, „nun sind Sie Onkel geworden, und Post haben Sie noch dazu“. Dies mit dem Onkel mochte nicht ganz stimmen. Aber gewiss stimmte dies mit dem Himmel. Denn wenn man die Nase aus dem Graben steckte, dann sah man mehr vom Himmel, als dass man versucht war, an das Leben der Erde zu denken. Nun hätte vielleicht mancher doch, in seinen Erwartungen etwas enttäuscht, den Inhalt dieses sonderbaren Päckchens beiseite geschoben. Allein, Hermann Möbius las lange die Zeilen aus Kinderhand, bis etwas Eigenartiges in seinen Augen glänzte. „Lieber Onkel Hermann“, las er. „Da Du nun im Himmel bist, dort, wo es keine Tannenbäumchen gibt, schicke ich Dir eins. Ich warte so doll auf Dich. Die Mutti hat gesagt, dass Du nie wieder kommen wirst. Aber dies glaube ich nicht. Ich grüß Dich schön in Deinem Himmel und freue mich, dass Du auch dort solch ein Bäumchen haben kannst, auch wenn nun meine Sparbüchse ganz leer geworden ist. Deine Inge“ Es gab unruhige Tage für den Obergefreiten Hermann Möbius. Seltsam froh war dieser alte Kämpfer geworden. Dann verschickte Möbius ein Päckchen. Es war das erste nach langer Zeit. Es trug die Anschrift: „Inge Klein, Berlin...“ Nun fehlten nur noch zwei Tage bis zum Heiligen Abend. Wer zählt die Fragen, die immer die gleichen sind, die ein Kind an seine Mutter richtet, Und fürwahr, Mutti Klein hatte es nicht leicht. Wer vermag Auskunft darüber zu geben, wie lange solch ein Päckchen wohl bis in den Himmel braucht? Wer kann ergründen, wie sehr sich Onkel Hermann wohl darüber freuen wird? Dass Mutti nur heimlich viele voreilige Tränen ungesehen zerdrückt hat, dies hat freilich Klein-Inge nicht erfahren. Dafür ist sie überzeugt, dass Onkel Hermann nun in seinem Himmel sein Bäumchen richten wird, genau wie es Mutti hier drunten tut. Und einen Tag später ist ein Päckchen angekommen. Jawohl, ein Päckchen, direkt an Klein-Inge gerichtet. Da hat wohl Mutti noch größere Augen gemacht als Klein-Inge. Onkel Hermann hat ein Pferdchen aus Holz geschnitzt. Geschrieben hat er dazu, dass dies das Holz einer russischen Kiefer sei, die beim letzten Feuerüberfall ihren Stolz brechen musste. Und gefreut hat er sich, der Onkel Hermann. Leuchten wird ihm sein Bäumchen am Weihnachtsabend, und bei diesem Leuchten wird er einzig an Klein-Inge denken, die ihm dieses Licht gebracht hätte. Glücklich schläft Klein-Inge ein. Sie träumt von ihrem Onkel Hermann, der im Himmel ist.



Die drei Heiligen

Von Wilhelm Gerd Kunde

Dies ist die Geschichte von den drei Landstreichern, die am Weihnachtsabend sich in einer Waldschneise zusammenfanden, dort ein wachsendes Tannenbäumchen mit einigen Kerzen, die der eine besorgt hatte, zu einem feierlichen Lichterbaum machten und Weihnachten feierten. Aber zum Feiern war eben nicht viel da, wiewohl sie das Letzte auskramten und miteinander teilten. Sie kannten sich gar nicht, hatten sich so zufällig getroffen. Der eine kam von Osten, der andere von Westen und der dritte vom Süden – genau wie früher einmal die Heiligen Drei Könige. Aber daran dachten diese gar nicht. Der von Süden – er nannte sich Kobes und hatte keine Papiere, brachte den Gedanken auf, sie könnten doch Heiligabend feiern. Er hätte das immer getan, meistens ganz allein, aber das sei traurig. So machten die beiden anderen mit. Und nun hockten sie da und es war ihnen wunderbar, wie sie in den brennenden Tannenbaum sahen und jeder für sich dachte: „Früher ...“ Aber keiner erzählte davon. Der Förster hatte von der Sache doch Wind bekommen. Er kam von seinem Gabentisch mit einem Knotenstock; denn er hatte Sorge um seinen Wald. Aber als er kam, war er dann doch freundlich. Er stand hinter einem Busch und sah sich das an. Kobes hatte kohlschwarzes Haar und in seinen braunen Augen spiegelte sich das Kerzenlicht und machte sein Gesicht fromm. Die beiden anderen waren alt und weise. Sie sahen mehr in sich hinein als auf das Bäumchen. Und der eine von ihnen begann mit verrosteter Kehle zu singen: „Stille Nacht...“ „Halt’s Maul! Gröhlst die Leute zusammen!“ stieß der andere ihn an. Der hörte sofort auf. „Kannst ja leise singen, dass es niemand hört“, sagte Kobes, „kannst ja singen: Freu dich!“ „Für uns ist das nichts! Christ geboren? Ach du lieber ... für uns? Da hielt es den Förster nicht länger. Er hätte am liebsten gesagt; „Friede sei mit euch!“ Aber er sagte in die erschrockenen Gesichter; „Kommt nur mit, ihr drei – zu mir nach Hause – ihr drei Heiligen! Meine Frau wird sich ja wundern, aber ich mache es ihr schon klar, dass die Könige aus dem Morgenland an unsere Krippe gekommen sind.“



Filialkirche St. Ulrich in Gisseltshausen. Die spätgotische Anlage besteht seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

14. DEZEMBER

Hüttenweihnacht Von F.X. Breitenkellner

Zuerst fing alles spaßig an, als meine Hausfrau böse Augen machte, weil ich das Bügeleisen bei ihr holte, um meiner Keilhose zum Christkindl den langentbehrlichen festtäglichen Bug zu geben. Dann hab ich selbst meine Hose aufgedämpft, bis sie so eben wie vom Brettl über der dünnen Zudecke meines einschichtigen Untermieterbettes lag, während das Furnier der Tischplatte bedächtigt Wellen schlug. Aber ich stülpte geschwind die Decke drüber und hob den Krach bis nach den Feiertagen auf. Denn wenn man heimkommt aus den Bergen, ist man erholt und hält mehr aus. Dann hab ich die Schwartlinge gewechselt. Das Bügeleisen war gerade recht dazu. Darauf schlüpfte ich schnell in meine Kluft, nahm was ich brauchte auf den Buckel und lief bis zum Zug. Aber zu geschwind kam ich die Stiege nicht hinunter, dass mir der Schrei entgangen wäre, den meine Hausfrau tat, weil sie die von ihr mühselig gestickte Weihnachtsnachmittagskaffeetischdecke gleich beim ersten Rutscher mit dem Bügeleisen voller Schiwachs patzte. „Fröhliche Feiertage!“ stöhnte sie ahnungsvoll. Dann lief ich wie ein Wiesel um die Straßenecke, wo die Trambahn fahrplanmäßig wegfuhr, um mir ihre Kehrseite zu zeigen. Aber ich habe den Zug doch noch erwischt. Alles war gut gegangen. Und am Abend saß ich glücklich in der Winterstube auf der Spitzeckalm. Die Annamirl putzte den Christbaum auf, und's Roserl nahm sich schon der Flaschen an. Und bald zog ein punschiges Gerüchlerl in jedes Eck. „Lang, lang ist's her ..“ zupfte der Toni zu dem Dufferl auf den Saiten, aber gesungen hat er: „Lang, lang g e h t's her ...“ Wir Mannsbilder, die wir uns um sonst nichts als um das Feuer kümmern brauchten, wurden auf einmal ungeduldig, „Was ist's?“ fragte ein Lüsterner. Aber er sah nicht auf den Christbaum hin, dem immer noch die Kerzen fehlten, wohl aber nach dem Ofen und dem Haferl mit dem Punsch. „Lass dir derweil“, sagte trotzdem die Annamirl und steckte nun den Baumspitz auf. Die Kerzen folgten. Der Baum war fertig, und der Punsch war's auch. Die Uhr, ein braunes Holzuhr schlug bedächtigt sieben. Da bog die Annamirl sich nach dem Toni hin. Und er gab ihr das Feuerzeug, das einzige das seinem Namen Ehre machte und das reihum ging, um den billigen Feinschnitt im Brand zu setzen, den wir fleißig rollten. Dann ging die Lampe aus, und mitten auf dem Tisch strahlte der Lichterbaum. Jetzt fuhr der Toni der Gitarre in die Saiten und alle sangen „Stille Nacht ... -“ und all die anderen Weihnachtslieder, die uns von Kindheit an vertraut, alljährlich neu das Herz anrühren.

Und plötzlich lagen an dem Platz der Männer Zigaretten und von den Frauen fand eine jede ein Taferl Schokolade. So setzte sich denn alles wieder um den Tisch. Lieder klangen auf, ernste und heitere Geschichten gingen um, Erinnerungen tauchten auf und wurden ausgetauscht, in die sich auch der Krieg, der uns so viele junge Jahre geraubt hat, mischte. Es wird mir schwer, es zu beschreiben, weil's doch keiner glaubt, aber wir dachten gar nicht mehr daran, dass in der Ofendurchsicht drin das Haferl stand mit Punsch. Aber das hat zu dieser Nacht gehört ... Die Kerzen, die von Anfang an nur Stümperl waren, zischten aus. Die Lampe brannte wieder. Die Uhr schlug elf und eine kleine Stille des Erstaunens folgte. Und in die Stille brach ein heiserer Schrei. Er kam von draußen, von weit her, aber doch nah genug, dass wir ihn hörten. Wir schauten erst. Wieder der Schrei: heiser und langgezogen, beinahe hoffnungslos. Da rutschten wir die Bank zurück. Einer ist an der Tür und öffnet sie: ...“H i l f e...“ Wir sind im Nu in unsere Anoraks. Der Toni steckt das Notlicht an. Rein in die Bindung! Und wir fahren los. Nach einer Viertelstunde finden wir einen Graubärtigen, bis an die Hüften in den Schnee gesunken. Er war nur einen Schritt abseits getreten und war zu schwach, sich selber heraus zu helfen. Drei Stunden stapfte er schon im Schnee und schrie. Wir brachten ihn zum Kaser machten Platz für ihn und dachten nun auf einmal alle miteinander und zur gleichen Zeit an den vergessenen Punsch, der dem durchgefrorenen Alten gut tun musste. Als er genügend aufgetaut war und erwärmt, um sich ein wenig wohl zu fühlen, sah er uns reihum an, um sich dann hilflos zu entschuldigen, weil er uns heute solche Umstände gemacht hat. Wir sagten ihm, dass wir doch gern geholfen hätten – und noch dazu in dieser Nacht! Da nickte er höchst seltsam mit dem Kopf und wiederholte: „Woll, woll – und noch dazu in dieser Nacht ...“ Dann nahm er zittrig einen heißen Schluck und sagte: „Müsst euch net wundern, dass ich alter Krauterer noch auf die Alm steig in der Heiligen Nacht. Ich tu das schon seit dreiundfünfzig Jahren ...“ „Dreiundfünfzig Jahr lang?“ fragte jeder ganz verwundert. „Das ist ja dann seit achtzehnhundertsiebenundneunzig!“ rief die Annamirl. „Naa“, stellte drauf der Alte richtig, „erst sei achtundneunzig. Wär es im siebenundneunziger Jahr gewesen, hätt ich mir's die andern Jahr ersparen können.“ Wir schauten dumm. Der Toni brummte: „Hängt mir z'hoch“. Der Alte zog die weichselbaumerne halblange Pfeife aus der Innentasche seiner Joppe, stopfte sie mit Landtabak, zündete sie gründlich an, machte ein paar tiefe Züge und hängte sie dann in die linksseitige Zahnlücke, die dafür wie geschaffen war. Dann fing er heiser und ein paar Mal unsicher zu reden an: Es ist am Heiligen Abend in der Früh gewesen, im siebenundneunziger Jahr. Ich bin ein Lausbub g'wesen, zwoarazwanz'g Jahrl, und hab grad die Büchsen fertig gemacht zum Christkindl-Anschießen. Sagt der Vater zu mir „Lois“, hat er gsagt, „geh mir zum Kaser nauf und hol ein Fuder Heu heim.“ Selbigmal haben wir nämlich noch viel mehr Heu heroben überwintert als wie jetzt; und wenn das Wetter taugt hat, auf dem Schlitten abgefahren. „Naa“ hab ich gsagt, „heut ist Heiliger Abend, ich muss die Büchsen richten. Das Heu lauft ned davon; das kann ich nach die Feiertäg grad so gut noch abfahren wie heut. Bis dahin glangt's schon noch.“ – „s' Wetter schlägt um, ich gspür's im Haxn“, sagt er, der Vater. „Wirst sehn, bis nach die Feiertäg hat's nimmer Zeit. Und jedes Fuder Heu herunt ist mehr wert als wie zwei auf der Alm“ „Geh weiter“ sag ich, „laß's doch gut sein heut,“ und will naus aus der Stuben. Sagt der Vater wieder: „Lois, geh mir laßt's kein Ruh, sonst muß ich selber gehen, und mir ist gar net wohl die ganze Zeit her schon“. Ich sag nix weiter als: Geh zu, wirst heut noch abwärts gehn, s' dreiundfünfzigste Mal ist's heut, dass ich da raufkommen bin. Und mir kummt's ganz so vor, wie wenns das letztmal g'wesen war. Er zündete die Pfeife wieder an, die unterm Reden ausgegangen war, und machte einen lauten Paffer in die Stille. Da klingt vom Tal herauf die Mettenglocke. Ganz zart, wie Glas, schwingen die Töne durch die Nacht. Da brennt die Annamirl zum andernmal die Stümperl an, die von den Kerzen blieben, und löscht die Lampe aus. Und wenn auch jetzt keiner ein Wörterl sagt, wir spüren's doch, dass jetzt erst richtig Weihnacht ist.



Inkofen 1929.

(Schulweihnachtsfeier). Wie alle Jahre, so war auch heuer wieder der große Schulsaal vollbesetzt, als die Kinder der hiesigen Volksschule mit ihrem gut vorbereiteten diesjährigen Weihnachtsspiel auf den Plan traten. Es war rührend anzusehen, wie die Mutter dargestellt wurde, die ihren fünf Kindern vom Entstehen des Advent vorlas. Andächtig sagten die kleinen Kinder ihre Gedichte auf und sangen ihre Liedchen. Zuerst sorgenvolle Mienen, dann aber viel befreiendes Gelächter gab es, als St. Nikolaus mit seinem Knecht Rupprecht erschien und den vorwitzigen Maxl in den großen Sack steckte, sich aber dann doch durch inständiges Flehen erweichen ließ, ihm wieder die Freiheit zu geben. H. H. Pfarrer Bächer dankte am Schluß der Lehrerschaft und allen denen, die zum guten Gelingen der Sache beitrugen. Abschließend sang man noch gemeinsam das alte schöne Weihnachtslied „O du fröhliche! ...“



Filialkirche St. Peter und Paul in Unterlauterbach. Spätgotische Anlage des 15. Jahrhundert.

15. DEZEMBER

Geburt in den Bergen

Eine Weihnachtsgeschichte von Beo Hering

Es war eine wundersame Winternacht, die ihren Mantel mit tausend glitzernden Sternen vom Himmel, über die Berge ausbreitete. Hoch ragten die in Eis und Schnee erstarrten Bergriesen empor und umklammerten wie eine kristallene Mauer das kleine Bergdorf, das hoch über dem Tal die kleinen Häuser zwischen die Almen zerstreut hatte. Wie kleine Marzipanhügel wölbten sie sich unter der weißen Schneedecke. Es führte sein Weg von Haus zu Haus. Seit drei Tagen hatten die Männer zur Bergkirche einen schmalen Weg gebaut, zu dessen beiden Seiten sich die Schneewände türmten. Vor dem Dämmern des heutigen Abends waren sie fertig geworden. Und das war gut. Denn heute war Christnacht, wo sich die Dörfler zur Mitternacht im Lichtschimmer des Kirchleins treffen wollten, um die frommen Lieder zu singen, die die Väter einst gesungen hatten. In der Stube des Krottenkopfbauern hatte der Bauer den Lichterbaum angezündet. Sonst hatte das immer die Bäuerin getan. Aber die konnte es diesmal nicht, die Ehefrau lag oben in der Kammer, die erwärmt wurde vom Hauch der Petroleumlampe und der bullernden Wärme des kleinen Kachelofens und sah ihrer Niederkunft entgegen. Schon am Vormittag hatte der Bauer die Hebamme aus dem Tal heraufgeholt, die jetzt bei ihr war. Nun ging es Mitternacht zu. Draußen warfen die Laternen zitternde Kreise über den Schnee. Vermummte Gestalten huschten vorüber und suchten den Weg zum Kirchlein. „Ich halt die Wacht“, sagte der Bauer zu seinen Leuten. Es braucht keiner daheimbleiben. Auch die Sabine kann mit, die Weißwürste setz ich selber zu...“ Der Großknecht tappte mit den schweren Holzschuhen noch einmal zum Stall und legte Futter in die Krippen. Dann schlüpfte er in die Stiefel und stellte sich zu den anderen, die schon vor dem Haus mit der Laterne warteten. Der Krottenkopfbauer saß allein in der Stube am schweren Eichentisch. Er zeigte keine Unruhe. Denn hier in der Abgeschiedenheit der Berge wusste man um das ewige Gesetz des Lebens, man wusste, dass man hier hart sein musste und es dem gütigen Schicksal überlassen durfte, dass alles recht wurde. Das Glöcklein der Bergkirche bimmelte durch die stille Nacht. Der Bauer trat ans Fenster und stieß es auf. Er sah wie aus der weißen winterlichen Reinheit sich das kleine Kirchlein mit dem spitzen Turm abhob und wie aus den schmalen hohen Fenstern der Lichtschein brach in tröstlicher Verheißung. Ihn umwehte die Gnade dieser Nacht. Klang nicht ein schwacher Gesang jauchzender Kinderstimmen und dunkler Männerlaute zu ihm herüber? O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Ein paar Mal war die Hebamme zu ihm gekommen. Sie hatte warmes Wasser geholt und dabei dem Bauern zugelächelt

„Es ist bald so weit“, sagte sie und schritt schwer die knarrende Stiege empor. Den Bauern durchwogte ein unendliches Glücksgefühl. Mit jugendlicher Freude trat er an den Herd und setzte Wasser auf. Dann holte er vom Rauchfang die Bratwürste. Erst zählte er für seine Leute je ein Paar. Aber als er die Würste an den Stangen hängen sah, da stimmte ihn die Freude großartig. Heute sollten alle, die an seinem Hause vorbei kamen seine Gäste sein. Er horchte weiter in die Stille nach oben. Drang nicht zeitweise ein leises Klagen durch die Decke? Da erschien in der erleuchteten Türe die Hebamme, ihr Gesicht war rot vom flammenden Schein und sie trug dem Bauern das kleine Bündel zu. „Da ist er nun“ sprach die Hebamme. Der Krottenkopfbauer trat zur Hebamme und sah in das kleine Gesicht des winzigen Etwas. Ich dank euch auch“, sagte er, „und der Bäuerin dank ich’s tausendmal.“ Er nahm der Frau das Bündel ab, hob es gegen alle vier Wände, damit es Besitz ergreife, dies kleine Erdenleben von seinem Hause und trug es dann der Hebamme voraus seinem Weibe wieder zu. Von der Mette zurück kamen die Leute. Der Krottenkopfbauer trat unter die Haustüre und er stand davor wie ein König. „Die Bäuerin hat’s gut überstanden, Leut... Das Christkind hat einen jungen Erben auf den Krottenkopfhof gebracht.“ Immer mehr Leute kamen nach und sie drängten sich im Halbkreis um das Haus. Es sah seltsam aus, wie die dunklen Gestalten so dastanden mit den brennenden Laternen in den Händen, die ihren Schein wie Freudenfeuer entflammen ließen. Es war, als ob die Leute hier gekommen wären, wie einst die Hirten in jener gnadenvollen Nacht von ihren Feldern, und nun das Wunder der Weihnacht wieder erleben würden und ganz leise klang es durch die Winternacht. Stille Nacht ... heilige Nacht ... Keiner durfte vorübergehen an diesem Haus. Der Großknecht stand wie ein Wächter vor der Türe und lud jeden im Namen des Bauern ein, in die warme Stube zu treten und auf die Gesundheit des Krottenkopfbuben zu trinken. Über dem Hause aber strahlten die Sterne in wundersamem Glanze.



Das Lebkuchenherz

In den Mittagsstunden des Heiligen Abends betrat ein unscheinbares Männchen den Verkaufsraum der Konditorei Wellentier. „Fräulein“, sagte er hastig, „könnte ich wohl mal den Chef sprechen?“ „Bedaure“, sagte das Fräulein mit mildem abschätzendem Seitenblick. „Der Chef hält gerade seinen Mittagsschlaf!“ Der Mann hob abwehrend die Hand. „Sie befinden sich im Irrtum, Fräulein wenn Sie annehmen, ich wäre ein Reisender: „Ich vertrete nichts. Ich möchte den Chef privat sprechen, als Kunde.“ „Oh“, macht das Fräulein gedehnt. Sekundenlang sah sie leicht unentschlossen aus, dann sagte sie lächelnd: „Der Chef schläft übrigens tatsächlich! Er hat heute besonders viel zu tun gehabt! – vor den Feiertagen. Aber unter diesen Umständen ... Bitte gedulden Sie sich einen Augenblick!“ „Es ist ziemlich eilig!“ betonte das Männchen ausdrücklich und das Mädchen entfernte sich. Fünf Minuten später erschien der Herr Konditormeister Wellentier persönlich. „Na“ fragte er händerreibend, „wo brennt’s denn? Womit kann ich dienen? Was haben Sie denn auf dem Herzen, mein Herr? Solls vielleicht ein Christstollen sein?“ „Ein Herz habe ich auf dem Herzen“, sagte das Männchen, „und zwar ein Lebkuchenherz!“ Wellentier rümpfte innerlich die Nase. „Lebkuchen? Ich verstehe immer Lebkuchen!“ „Sie verstehen ganz richtig!“ sagte das Männchen nicht ohne Schärfe. „Das ist unmöglich!“ knurrte Wellentier, ohne sich zu bemühen, seine Enttäuschung zu verbergen. „Unmöglich?“ fragte das Männchen empört. „Sind Sie Geschäftsmann oder nicht? Ich möchte ein Lebkuchenherz kaufen und ...“ „Wir haben leider keine mehr“, erklärte Wellentier frostig. „Lebkuchenherzen die sind schon seit Tagen ausverkauft. Wer verlangt denn heute, einen Tag vor Weihnachten, noch Lebkuchenherzen? Nach dem Feste fange ich mit Osterhasen an! Vielleicht könnten Sie dann einen Osterhasen ...“ Das Männchen schnaufte bedrohlich. „Ich will keinen Osterhasen! Ich will ein Lebkuchenherz! Vierzig Zentimeter hoch. Zwanzig Zentimeter breit und mit einer Aufschrift aus Zuckerguss. Sieh mal an“, sagte der Konditor ironisch. Herr ... Herr ...“ „Kabuffke“ sagte das Männchen. „Adolar Kabuffke. Wann ich es brauche? Sofort! Umgehend!“ „Sie sind gut!“ grinste Wellentier. „Sie können so bleiben! Ich hab’ ihnen doch schon gesagt, dass wir keine Lebkuchenherzen auf Lager haben, Herr Kabuffke!“ „Kabuffke, bitte!“ Na, meinetwegen! Aber wir können selbstverständlich ein Lebkuchenherz backen lassen, obwohl wir gerade heute mächtig viel zu tun haben, wie Sie sich denken können. Darum müssen wir einen Aufschlag von – von fünfzig Prozent erheben. Und was soll da für ein Spruch darauf, Herr Kubuffke?“ „Kabuffke, bitte! Wer hat denn was von einem Spruch gesagt? Auf das Herz soll drauf: Anita und Adolar. In großen Druckbuchstaben. Gotische Schrift. Ohne Schnörkel und so. Statt des Punktes über dem ‚i‘ bei Anita können Sie ein Herzchen machen.“ „Schön“, sagte Herr Wellentier und wann wollen Sie es haben?“ Kabuffke zog seine Uhr. „Jetzt ist es vierzehn Uhr dreißig. Sagen wir um fünfzehn Uhr dreißig, aber keine Minute später.“ „Ojeh, ojeh“, stöhnte Wellentier, sich hinter dem Ohr kratzend. „Das ist aber knapp! Aber wir werden es schon schaffen!“ „Na, also“, brummte Kabuffke im Abgehen. „Warum nicht gleich so?“ Punkt fünfzehn Uhr dreißig betrat Kabuffke die Konditorei. Er war ein bisschen außer Atem und überblickte nervös den Ladentisch. „Na“, forschte er, „fertig?“ „Klar“, versetzte Wellentier stolz und hielt ihm das Lebkuchenherz entgegen. Es war so schön geworden, wie ein Lebkuchenherz nur werden kann, wenn man es mit Liebe herstellt. Gefällt es Ihnen?“ „Nicht schlecht!“ brummte Kabuffke und zahlte. „Geben Sie’s schon her!“ „Moment!“ bat der Konditor. „So ein Herz ist ein kleines Kunstwerk und muss besonders schön verpackt werden ...“ Da winkte Kabuffke energisch ab. „Verpacken? Nicht nötig – ich esse es gleich hier.“



Spitalkirche St. Josef in Pattendorf, erbaut 1885 bis 1886.

16. DEZEMBER

Auf dem Friedhof jenseits der Mauer

Peter Möber hatte nicht mehr damit gerechnet die Aufenthaltserlaubnis von der Volkspolizei zu erhalten. Umso größer war seine Freude, als sie dann doch eintraf. Vier Tage vor Weihnachten noch dazu. Er reiste noch am gleichen Tage und war zunächst glücklich, als nach 24 Stunden Bahnfahrt und mehrmaligem Umsteigen der Schaffner den Namen der Station Hoyerswerda ausrief. Dort war er daheim. Vom Bahnhof weg eilte er gleich ins Krankenhaus. Seine Mutter war vor 14 Tagen dort eingeliefert worden. Sie schrieb, dass es wohl nichts Ernsthaftes sein werde und er nicht beunruhigt zu sein brauche. Als er in der Anmeldung nach Frau Möber fragte, ließ ihn eine ältere Schwester Platz nehmen. Dann nach einigen belanglosen Sätzen, rückte sie heraus: „Herr Möber ... es fällt mir schwer Ihnen diese Mitteilung zu machen, aber ... Ihre Mutter ist vorgestern gestorben und auf Anordnung der Behörden gestern bereits begraben worden. Wegen möglicher Ansteckungsgefahr, hieß es. Es sah zunächst ganz harmlos aus, aber dann mussten die Ärzte operieren und dabei hielt das Herz nicht durch. Aber das wird Ihnen Dr. Felter alles erklären. In Peter Möber regte sich das Verlangen, zu den zuständigen Behörden zu gehen, um sich zu beschweren. Aber dann siegte doch die Vernunft, die ihn ermahnte, darüber nachzudenken, wo er sich befand. Nachdem er mit dem Arzt gesprochen hatte, ging er auf den Friedhof, wo ihn der Gärtner zu einem frischen Grabhügel führte, auf dem zwei schäbige Kränze lagen. „Letzter Gruß von Familie Kotyla“, stand auf dem einen, auf dem anderen „Letzter Gruß, Getty.“ Beide Namen waren ihm vertraut, so dass wohl kein Zweifel darüber bestand, dass dies das Grab seiner Mutter sei. Peter Möber blieb lange am Grab stehen und es war bereits dunkel geworden, als er zur Wohnung seiner Mutter ging. In der Wohnung war alles so wie damals, als er fortging. Nichts hatte sich verändert, gar nichts. Auf der Kommode stand sein Bild, daneben ein Adventkranz mit vier Kerzen und eine Schüssel mit Äpfeln. Er zündete die Kerzen an, holte aus der Brusttasche das Bild seiner Mutter hervor, lehnte es an die Vase, in der Stoffblumen steckten. Dann setzte er sich auf das alte wackelige Sofa und hielt stumme Zwiesprache mit seiner toten Mutter. Am anderen Tage erledigte er die Formalitäten, die für seinen Aufenthalt unerlässlich waren, suchte anschließend einen Steinmetz auf und bestellte einen Grabstein. In einer staatlichen Drogerie erstand er eine Handvoll Christbaumkerzen und einige Kerzenhalter. Auch ein Bäumchen konnte er besorgen. Mit diesen weihnachtlichen Dingen bepackt, schritt er am Heiligen Abend auf den Friedhof. Es waren viele Leute da, die Gräber schmückten und Kerzen anzündeten. Am Nachbargrab machte sich ein Mann mittleren Alters zu schaffen. Er war so sehr beschäftigt, dass er Peter zunächst gar nicht bemerkte. Dieser pflanzte das Bäumchen in die kalte Erde, tat die Kerzen darauf, zündete sie an und summte ein Lied. Jetzt erst hielt der andere inne und blickte zu Peter hin. Nach einer Weile sagte er. „Entschuldigen Sie ... aber diese Melodie kenne ich, ein Weihnachtslied! Wir haben es in Russland gesungen, im Lager. Kennen Sie auch den Text?“ Er sprach, so leise, als habe er Angst, dass ihn ein Unbefugter hören könnte.

„Stimmt“, sagte Peter ebenso leise. „Im Lager Konowskaja ...“ „Sie waren auch dort? unterbrach ihn der Andere und er sprach jetzt etwas lauter. „Ja, fünf Jahre lang!“ „Mensch, Kamerad!“ rief der andere freudig bewegt. „Ich bin noch nie einem begegnet, der dort war. So ein Zufall! Bist Du etwa von hier? Ich wohne seit 1952 da, seit meiner Rückkehr. Meine Heimat ist jenseits der Oder ...“ Peter Möber erzählte. Der andere hörte schweigend zu. Nach einer Weile mahnte er: „Ja, so ist halt das Leben: früher haben die Eltern für uns den Baum geschmückt, jetzt tun wir es für sie. Aber es kommt ja gar nicht darauf an, wer es tut, wichtig ist nur, dass immer die Lichter brennen. Weißt Du noch, Kamerad ... damals im Lager, wie haben wir uns doch gefreut über die selbstgedrehten Lichter am Baum ... Das waren ergreifende Weihnachten. Ich denke oft daran zurück. Solche Weihnachten gibt es heutzutage leider nicht mehr ...“ Dann holte er aus einem Sack ein Bäumchen hervor, steckte einige Kerzen darauf und rammte es in den Hügel. Der ist für meine Mutter“, begann er wieder, „sie starb kurz vor meiner Rückkehr. Zehn Jahre sind es jetzt her. Seltsam, es war mir um diese Zeit ... Glaube mir, Kamerad, ich war damals auch wie vor den Kopf gestoßen, als ich hörte, dass meine Mutter tot sei ... Ich habe mich lange nicht zu Recht gefunden, wollte sogar wieder zurück zu den Kameraden draußen...“ „Hast Du damals nicht daran gedacht, nach drüben zu gehen, zu uns?“ fragte Peter. Der andere seufzte. „Hm ... daran gedacht schon, aber auf mich wartet hier zunächst eine Aufgabe. Ich musste für meine damals noch minderjährige Schwester sorgen. Vor vier Jahren hat sie geheiratet seit zwei Jahren ist sie Witwe. Und nun sorgt sie wieder für mich! Weißt Du, Kamerad ich sage immer: Solange das Weihnachtslicht für uns brennt, brauchen wir nicht zu bangen, was auch immer kommen mag. Das hat bereits meine Mutter gesagt. „Und damit finden wir eines Tages das Tor zur Freiheit. Freilich der Weg ist lang, verschlungen und steinig oben drein; aber es gibt nur diesen einen Weg. Und was Euch angeht, so meine ich: Auch ihr müsst mit diesem Licht auf uns zukommen. Nur so finden wir wieder zueinander. Die Kerzen auf den beiden Bäumchen waren fast zusammengebrannt. Der Mond war aufgezogen, und sein Licht rieselte bereits wie feines Silbers auf die Erde. Auf dem Friedhof war jetzt außer den beiden niemand mehr. „Wollen wir noch einmal gemeinsam das Lied singen. Du weißt schon ...“ Der andere nickte. Dann sangen sie das Lied, das ein Namenloser in einem russischen Kriegsgefangenenlager gesungen hatte. Als sie die letzte Strophe gesungen hatten, gingen sie stumm auseinander, aber tief beglückt von dieser echt mitternächtlichen Begegnung jenseits von Mauer und Stacheldraht.

Milan Korter



Christnacht-Legende von den herzlosen Tieren

Als die Hirten in der Heiligen Nacht den Stall zu Bethlehem verlassen hatten, fielen dem armen Josef vor Müdigkeit fast die Augen zu. Aber er wagte nicht einzuschlafen, aus Furcht, es könnte Maria und dem Kinde etwas zustoßen. Schließlich trat er in die Nacht hinaus und sah sich um, ob nicht ein mitleidiges Tier in der Nähe sei, das für ihn wachen würde. Da huschte die Fledermaus vorüber. Er bat sie: „Wache ein Stündchen bei der Mutter und dem Kinde, und wenn sie sich regen, so wecke mich mit einem Schlag deiner Flügel.“ „Ich habe keine Zeit und muss mir Nahrung suchen!“ rief die Fledermaus und flog weiter. Da ging Josef zum Igel und sprach: „Du hast so scharfe Stacheln, behüte mir mein Kind nur eine Stunde!“ Doch der trollte sich ohne Antwort träge davon. Auch das Murmeltier, das Josef gebeten hatte, machte nur höflich ein Männchen, piff etwas Unverständliches und verschwand im Dunkeln. Da sah Josef die Schlange liegen in ihrem farbenprächtigen Kleid. Er ging zu ihr und trug ihr seine Bitte vor. „Deinen Zahn fürchten alle – bewache die Mutter und das Kind!“ – „Nein!“ sagte die Schlange. „Siehst du denn nicht, dass ich genug zu tun habe, mein altes Gewand abzustreifen, damit ich wieder die Schönste auf dem Felde werde? „Weißt du denn nicht“, mahnte Josef, „dass heute eine wunderbare Nacht ist, in der die Engel auf die Erde kamen? Und du denkst nur an Dich?!“ Da fuhr die Schlange zischend empor gegen den Mann, der laut aufschrie. Doch ehe er sie abwehren konnte, lag sie reglos am Boden, wie in tiefem Schläfe. Auf den Schrei Josefs kroch unter dem Schäferkarren draußen vor dem Stall ein alter Hund hervor. Er hatte nur noch das Gnadenbrot, war halb blind und konnte kaum laufen. Langsam schleppte er sich zur Krippe und streckte sich ins Stroh neben dem Kindlein, das im Schläfe sein struppiges Fell streichelte. Als Josef näher hinzutrat, sah er ein starkes, gesundes Tier mit hellen Augen Wache halten. Ruhig legte er sich zum Schläfe nieder. Jene Tiere aber, die als die Liebe auf die Erde kam, ihr Herz verschlossen hielten, dürfen seither niemals den Zauber der Christnacht miterleben. Um diese Zeit hält die Natur sie in einem tiefen Schlaf gefangen.



Filialkirche Sankt Peter und Paul in Niedereulnbach. Der Chor und der Turm der heutigen Kirche stammen aus dem spätgotischen 15. Jahrhundert und das Mauerwerk geht auf eine noch frühere Zeit zurück.

17. DEZEMBER

Im Hohlweg verschneit

Der Weihnachtsabend dämmerte schon und in der Mehlkiste in der Kammer war immer noch kein Mehl, obwohl der Mühlknecht in der Hungermühle hoch und heilig versprochen hatte, wenigstens das Weißmehl rechtzeitig zum Feste zu liefern. Aber im Winter sind die Waldbäche klein, weil das meiste Wasser in Eis verwandelt wird und die Mühlknechte haben eine Entschuldigung für ihre Säumigkeit. „Wovon soll ich morgen kochen, wenn ich kein Weißmehl habe?“ fragte die Mutter vor dem Herd stehend. „Eine Weihnacht ohne Mehl!“ „In einer Stunde ist das Mehl da, Mutter. Ich fahre jetzt mit dem Zugschlitten in die Hungermühle und hole es.“ „Du?“ „Ja, ich!“ „Wenn dir aber etwas zustößt in der Nacht und im Schnee?“ „Was soll mir denn passieren? Es ist ja nicht weit zur Mühle und es sind immer Leute auf den Wegen in der heiligen Nacht.“ Schon schob ich den Schlitten aus dem Schuppen und dahin ging's über die flachen Schneegefilde durch die geisterstille Nacht, der Hungermühle zu. Mit geheimnisvoller Macht zog es mich in die Mühlstube zu dem Mühlknecht Märtl, von dem die Rede war, dass er zaubern und Geister beschwören könne mit einem schwarzen Büchlein, besonders in den weihnachtlichen Raunächten. „Bist da, Bübel?“ fragte mich der graubärtige, mehlüberpuderte Mühlknecht. „Ist das Weiße fertig? Mutter hat morgen nichts zum Kochen.“ „Bis zur Geisterstunde ist es fertig. Dann kannst du heimfahren mit den Mettenleuten.“ Mir graute plötzlich. Denn auf dem verstaubten, spinnwebigen Fensterbrett sah ich ein Buch liegen mit schwarzem Einband. „Was ist das für ein Büchlein?“ „Haha! Möchtest wissen, Bübel! Wirst es bald sehen, was das Büchlein für eine Bedeutung hat, wenn ich darin zu lesen anfangen. Ja, ja ein spaßiges Büchel ist das, das kein Pfarrer und kein Professor lesen kann. Aber ich kann's!“ Ich sank erschrocken auf die kleine Kiste. Das war offenbar das „schwarze Büchl“, von dem die Leute in den winterlichen Waldbauernstuben redeten. Ich bettelte: „Märtl, gib mir mein Mehl! Und wenn's bloß ein halber Sack voll ist, nur damit wir über die Feiertage reichen.“ Wie überlaut es in der Mehlstube klapperte! Oder waren es meine Zähne? „Wirst schon noch eine Weile warten müssen, Bübel! Oder fürchtest Du dich?“ „Wär zum Lachen!“ „Nachher ist's recht! Wenn du dich nicht fürchtest, kann ich dir gleich aus dem Buche da etwas vorlesen. Wirst schauen, Bübel!“ „Nicht, Märtl, nicht!“ „Du fürchtest dich doch nicht!“ „Was passiert denn, wenn du aus dem Büchel liest?“ „Was soll denn viel passieren? Da kommen halt ein paar Dutzend junge Teufel und alte Wetterhexen aus der Luft daher und aus dem Stubenboden, gerade unter dem Kisterl, wo du jetzt sitzt!“ Ich zog die Beine hoch und bettelte wieder:

„Hör auf und gib mir mein Mehl!“ „So muss ich dir's halt zaubern!“ Und er nahm das schwarze Büchl und schwang es über die Mühlbeutel, dass man ein Rauschen und Brausen hörte, als ob alle Waldwinterstürme in der Mühlstube tobten, wie mir schien. Mir schwanden die Sinne, ich murmelte Stoßgebete. „Bet nur Bübel, Hast schon recht!“ lachte der Mühlknecht und ging hinaus. Trotz des ausgestandenen Schreckens konnte ich mich nicht enthalten, das schwarze Büchl, das jetzt neben mir auf der Kiste lag, in Abwesenheit des Mühlknechtes aufzuschlagen. Und ich las: Goldener Himmelschlüssel, Lehr- und Andachtsbuch für alle Christgläubigen jeden Standes. Das also was das schwarze Büchel! Ein rechtschaffenes christliches Gebetbuch, das sich der Märtl für die Feiertage in der Mühlstube bereit gelegt hatte. Ich atmete auf und schämte mich meiner vorigen Furcht. Märtl streckte den Kopf zur Tür herein: „So, Bübel, jetzt ist das Mehl schon gezaubert, sag deinem Vater einen schönen Gruß, diesmal braucht er kein Mehlgeld zu zahlen, weil das Mehl ja gezaubert ist. Wirst sehen, was von diesem Zaubermehl für flockige Weihnachtsknödel werden. Gott segne euch die Mahlzeit!“ Auf dem Schlitten lag der Sack, rund und voll und prall. Ich warf die Decke darüber, denn der Schneesturm fegte in alle Winkel und Ecken, und brauste dann davon. Im Hohlweg auf dem Schwendhügel, auf halben Wegen zwischen der Hungermühle und meinem Vaterhause, hielt ich an, um ein wenig zu rasten. Wie warm und wohligh war es in diesem tiefeingeschnittenen Hohlweg, so warm wie in einer wohlgeheizten Winterstube. Die Schneestürme tobten darüber hin, die Sterne der heiligen Nacht blinkten vom Himmel her und aus den Fenstern meines Vaterhauses grüßte das trauliche Lampenlicht der Stube. Aus allen Dörfern hallten Böller- und Flintenschüsse dumpf und fern in die Stille zum Grube des Christkindleins, das um diese Stunde in die Welt geboren wurde. Schlafmüde lauschte ich in das Toben des Sturmes über mir, in das Gepolter der Böller, in das Rollen der Flintenschüsse mit dem vielfachen Widerhall aus den Winterwäldern, in das feierliche Geläute der Kirchenglocken, die jetzt auf den mitternächtlichen Türmen die Waldleute zur Mette riefen. Schlafmüde legte ich mich ein wenig auf die Decke zum Mehlsack und ließ den Zauber der Waldweihnacht auf mich einströmen. Es war ja so warm und wohligh in dem Hohlweg. Und ich war so schlafmüde von dem langen Wachen, von dem schwarzen Sack und dem Schrecken in der Mühlstube mit dem schwarzen Büchel. So lag ich rastend auf der Decke und merkte nicht, wie sich eine Schneewehe über mir wölbte, die allmählich den ganzen Hohlweg überdeckte. Ich merkte es nicht, weil ich auf dem Schlitten eingeschlafen war. Ich war völlig eingeschnitten und lag mit meinem Schlitten in dem Hohlweg wie in einem Schneegewölbe, das beinahe mein Grab geworden wäre. So hat man es mir später erzählt. Da ich nicht mehr in der Mühle und auch auf keinem Wege zu finden war, hat man mich überall gesucht, mit Stalllaternen und Föhrenfackeln. Man hat meinen Namen in alle Winde gerufen und keine Antwort bekommen als wieder nur meinem Namen aus dem äffenden Echo der Wälder. Meine Mutter ist in unsäglicher Herzensnot durch hüftentiefen Schnee gewatet, hat den Himmel mit Bitten beschworen, mich suchen zu helfen. Mein Vater hat heimlich gebangt und gebetet: „Heiliger Christ, gib mir meinen Buben wieder!“ Das ganze Dorf war auf den Beinen. Und da ist es durch Zufall geschehen, dass ein Knecht durch die Schneewehe trat und in den Hohlweg hinabglitt, wo ich auf dem Schlitten schlief. Da haben sie die Schneewälle weggeschaufelt und mich auf dem Schlitten heimgezogen ohne mich zu wecken. Das ganze Dorf hat für die glückliche Rettung gedankt, und es ist eine große Liebe entstanden zwischen den Leuten in dieser seltsamen Weihnacht. Zum Mittag des Weihnachtsfestes schickte meine Mutter den Ärmsten des Dorfes ein festliches Mahl, bereitet von dem weißen Mehl, das mir beinahe zum Verhängnis geworden war. Mein Vater hat dem Knecht, der mich gefunden, eine silberne Uhr geschenkt und am Hohlweg zum bleibenden Gedächtnis ein schlichtes Kreuz aufgestellt. In der Kirche hat die ganze Weihnachtszeit über eine große Opferkerze gebrannt. Man hat nicht fragen brauchen, wer sie gespendet hat. Und als der Frühling kam und die Sache schier wieder vergessen war, bin ich mit meinen Eltern über die Berge gepilgert an einen heiligen Ort, wohin sie in ihrer Not eine Wallfahrt gelobt hatten. Wer von den Dorfleuten Zeit hatte, hat sich uns angeschlossen zur Pilgerfahrt. Das ist ein seliges Wandern gewesen und ein Lieben und Freuen von Herz zu Herz, das ich nie vergessen werde.

Franz Schrönghammer-Heimdal



Rottenburg.

Am Sonntagnachmittag beging man in der hiesigen Mädchenschule die Weihnachtsfeier, zu der sich vielfach die Eltern der Kinder auf eine freundliche Einladung hin eingefunden hatten. Ein ergreifendes Weihnachtsmärchen wurde dramatisch dargestellt. Am Schluss des Spiels bot sich uns ein lieblichschönes Bild: ein großer, lichtgeschmückter Christbaum, unter den Englein ihre Gaben bereiteten. Die frohen Kinder, die um den Lichterbaum standen, sangen das uralte, schöne Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die schlichten ewigjungen Worte der Weihnacht aus Kindermund zu hören, berührt immer einige und rückt die unvergesslichen Zeiten der eigenen Kindheit hervor, in der man noch mit voller Seele im Banne der Weihnachtszeit stand, näher. Bei den Buben fand am Montag die Weihnachtsfeier statt. Nachdem man sich dem Zauber des Weihnachtsbaumes hingeegeben hatte, fromme Weihnachtslieder gesungen und trauten Weihnachtsmärchen gelauscht hatte, gaben die Buben neckische Reime zum Besten. Den Abschluss jeder Feier, sowohl bei den Knaben als bei den Mädchen, bildete die Bescherung, welche die Kinder um die reichbestellten Gabentische versammelte. Hatten sie zuvor gelacht und gesungen, so griffen jetzt die Kinderhände beherzt nach den nützlichen Gaben und Süßigkeiten.



Die Nebenkirche Sankt Nikolaus in Schaltdorf wurde 1757 erbaut.

18. DEZEMBER

Lügner aus Liebe

Von Alfred W. Baste

Ein alltägliches Schicksal: Der Mann der Frau Stephan, ein mittlerer Angestellter, war zehn Jahre nach Kriegsende gestorben; er war nie einer der Kräftigsten gewesen, die Strapazen des Feldzuges hatten wahrscheinlich das Letzte dazugetan. Die Witwe Stephan stand nun da mit vier unmündigen Kindern, von denen das älteste, der Heinz, das Gymnasium besuchte, um später einmal – sehnlichster Herzenswunsch seines verstorbenen Vaters, dem es nicht vergönnt gewesen war im Leben weiterzukommen, - zu studieren. Ersparnisse waren wohl gemacht worden, denn Vater Stephan hatte ein klares und vorsorgendes Leben geführt, aber sie waren in Kriegsanleihe und anderen Papieren angelegt, und als die Inflation kam, blieb nichts anderes übrig als eben nur Papiere. Mutter Stephan raffte sich auf und begann zu handeln; sie ist, wie unzählige Mütter, denen der Ernährer genommen worden war: sie nähte, sie wusch, sie machte Aufwartungen und brachte es mit zähem Willen fertig, ihre Kinder satt zu machen und sauber zu kleiden. Heinz, ein aufgeweckter kluger Junge, hatte eingesehen, dass es mit dem Studium nichts werden könne und sich kurzerhand von heute auf morgen eine Lehrstelle als Autoschlosser gesucht. Er hatte das Glück, einen Meister zu finden der ihn mochte, ihn nach Kräften lernen ließ und ihn sogar ab und zu bei besonderen Aufträgen ein paar Mark extra verdienen ließ, die Heinz seiner Mutter bringen konnte. Ein alltägliches Schicksal, gewiss, aber es hatte keine Alltagsmenschen getroffen, denn sie waren trotz allem froh und zuversichtlich, ließen sich nicht verbittern, sondern hofften mit der Zukunft fleißiger und lebenstüchtiger Menschen,.

Sie neideten niemandem Glück und Wohlstand und lebten in zärtlicher Liebe zueinander, bemüht, sich gegenseitig das schwere Leben durch Gutsein zu erleichtern. Heinz sollte Ostern kommenden Jahres ausgelernt haben; er träumte schon davon, wie er dann jeden Sonnabend der Mutter die Lohntüte bringen würde, und dass sie dann doch ein paar Aufwartungen aufgeben könne, um sich ein wenig zu schonen; und irgendwo, ganz in der Ferne, winkte dann auch ihm wohl die Erfüllung eines Jahre alten Wunsches; sich endlich einen anständigen Sportanzug kaufen zu können. Für fünfzig Mark bekam man schon die schönsten Sachen, er hätt sich schon längst einen im Schaufenster des großen Ladens ausgesucht, und je öfter er ihn auf dem Wege zur Arbeit besichtigte, um so besser gefiel er ihm; man ist doch ein ganz anderer Mensch, wenn man richtig angezogen ist und nicht immer Vaters umgeschneiderte alten Anzüge auftragen musste. Es neigte sich das Jahr seinem Ende zu, da geschah etwas Unvorhergesehenes; einige Nähaufträge wurden zunichte, drei Aufwartestellen fielen aus, und die Zukunft erschien plötzlich sehr, sehr trübe. Das Leben konnte man vielleicht gerade noch fristen, aber wenn Frau Stephan an Weihnachten dachte, kamen ihr die Tränen; keinem der Kinder konnte sie die geringste Freude bereiten. – Abends, wenn die Kinder schliefen, kramte sie in alten Kriegeranleihen und Wertpapieren, las ihren Text immer wieder, ob nicht doch ein Hoffnungsschimmer darin enthalten wäre, und als Heinz sie einmal bei dieser Beschäftigung überraschte, gestand sie ihm schluchzend; „Ich kann euch kein Weihnachten bereiten, das tut mir weh; ja, wenn eins dieser Papiere zu denen Vater und ich so fleißig gespart hatten, noch etwas wert wären...“ Heinz schnürte es das Herz zusammen, als er den Kummer der Mutter sah; um sie zu trösten und abzulenken sagte er : „Weißt du, Mutter, gib mir mal die alten Papiere: ich wasche bei uns in der Garage immer einem Bankdirektor den Wagen, ich werde sie ihm zeigen, vielleicht ist damit doch noch etwas zu machen.“ Kurzerhand nahm er die Papiere an sich und ging, während ihm die Mutter zweifelnd, halb hoffnungsvoll nachsah, schlafen. Von nun an musste Heinz, der die Mutter nur ein wenig von ihrem Kummer hatte ablenken wollen, lügen, denn jeden Tag, wenn er abends von der Arbeit kam, begannen die Fragen: Was der Direktor dazu gesagt hätte, und ob man hoffen könnte, auch nur ein paar Mark zurückzubekommen. Heinz log, log mit zusammengebissenen Zähnen, denn er hasste Lügen und sagte dabei doch langsam und stockend, dass der Direktor die Papiere an sich genommen habe und gelegentlich mit maßgebenden Leuten darüber sprechen wolle, und dass er sich zwar keinen großen Hoffnungen hingebte, aber es könnte doch vielleicht sein, dass in einem Falle eine Ausnahme gemacht werde, und man müsse sich eben gedulden. Heinz litt unsäglich unter seinen Lügen, denn er hatte in der Mutter eine Hoffnung entfacht, unter der sie aufblühte, sie begann schon sich eine kleine Liste zu machen, was sie alles für die Kinder kaufen wollte zu Weihnachten, „wenn das Geld käme“. Nun wusste Heinz, dass die unausbleibliche Enttäuschung viel, viel schlimmer sein würde, als es ohne seine Lüge gewesen wäre. Er zerquälte sich den Kopf, aber er sah keinen Ausweg. Einige Wochen vor Weihnachten ließ ihn sein Lehrherr rufen und teilte ihm mit, dass er ihm den Rest seiner Lehrzeit erlasse und von Januar an als Geselle bei gutem Lohn einstelle. Dann drückte er ihm einen Fünfzigmarkschein in die Hand; für Weihnachten damit er sich rechtzeitig etwas kaufen könne. –Heinz sah auf den Fünfzigmarkschein in seiner Hand, und plötzlich überrieselte es ihn heiß: fünfzig Mark – das war der Sportanzug, der langersehnte. Wie im Traum beendete er seine Arbeit, und als die Feierabendstunde schlug, ging er langsam die Straße entlang zu dem großen Herrengeschäft, und sah sich mit Besitzervorfreude seinen Anzug im Fenster an. Ein Schritt in den Laden, den Schein auf den Tisch gelegt, und ein Jahre alter Traum war erfüllt.

Aber im gleichen Augenblick traf es ihn wie ein Schlag. Er wachte aus seinen Träumen auf und lachte, dass ihn die Menschen verwundert ansahen. Einen Blick warf er noch, leichten Herzens Abschied nehmend, auf den Anzug, dann stürmte er fort, zum nächsten Postamt. Denn miteins war es ihm offenbar geworden, dass er, der Lügner Heinz Stephan, hier die Möglichkeit in der Hand hielt, seine Lügen Wahrheit werden zu lassen. Und, einmal begonnen, musste man nun den Weg auch weiterschreiten: aus dem Lügner wurde ein Betrüger und Fälscher mit frohem Herzen. Heinz füllte eine Postanweisung an seine Mutter aus, schrieb auf den Abschnitt mit verstellter Handschrift als Absender: „Direktor Brencke, anbei 50 Mark. Aufwertung für Ihre Kriegsanleihe“ und brachte sie zum Schalter. Wie er am Weihnachtsabend mit leeren Händen unter dem Baum stand und sagen musste: „Mutter, ich hab auch nicht die geringste Kleinigkeit für dich und die anderen, als nur die gute Nachricht, dass ich ausgelernt habe und nun guten Lohn bekommen werde“, da fiel ihm die Mutter glücklich ins Wort, indem sie auf den Gabentisch wies: „Aber ich habe euch beschenken können: Da gab Heinz seinem Herzen eine Stoß und log noch ein letztes Mal, indem er fragte: „Woher denn, Mutter?“ und schämte sich und war doch froh, als die Mutter ihn zärtlich umschlang und, fast bewundernd sagte: „Junge, dein Werk – die alten Papiere, sie haben doch noch etwas gebracht!“



Rottenburg, 22. Dezember

Wie seit Jahren, so auch heuer wieder, wurde im hiesigen Krankenhause eine Krippe aufgestellt und zu Weihnachten dem allgemeinen Besucher zugänglich gemacht. Wie wir uns überzeugen konnten, hat die ehrwürdige Frau Oberin sich mit unverkennbarer Liebe und Leidenschaft an diesen schöne Werk herangemacht, um es, wo es noch möglich ist, schöner und kunstvoller zu gestalten. Die ganze Aufmachung der Krippe bietet ein liebliches Bild und lobt seine Meisterin. Wohl jeder Besucher wird diese Stätte stillen Friedens glücklich verlassen und sein Scherflein zur weiteren Verschönerung der Krippe beitragen, das er den im Vordergrund stehenden “Almosenmann“ gibt, der durch freundliches Nicken seines Hauptes dankt.



Filialkirche St. Peter in Münster. Turmunterbau und das Mauerwerk des Langhauses stammen aus dem 13. Jahrhundert. Die Barockisierung erfolgte im 18. Jahrhundert.

19. DEZEMBER

Emil von Ralf Urbahn

Er war ein sehr lieber Hund, sah so aus wie eine behaarte Schlange mit Dackelbeinen und hörte auf dem Namen „Emil“ „Komm schon!“ rief Fräulein Grete und meinte damit die Dorfschlange, die eben im Dschungel der zum Verkauf aufgestellten Weihnachtsbäume verschwunden war. „Ja ich bin schon da!“ dies sagte natürlich nicht der Hund, sondern ein junger Mann der vorwurfsvoll das Mädchen erblickte. Grete wurde rot bis hinter die Ohren, drehte sich um und eilte davon. Wie peinlich. Ihr Vater hatte damals schon recht gehabt, als er meinte, es wäre eine Unart, einen Hund mit einem Menschennamen zu benennen. Die junge Dame schaltete sozusagen den dritten Gang ein, denn knapp hinter sich hörte sie rasche Mannerschritte. Sicher kam ihr der Mensch hinterher, vielleicht wollte er sie nur zur Rede stellen, natürlich nur ein Vorwand. Er war übrigens gut aussehend. Sie lief noch schneller, aber der Mann holte sie dennoch ein, jetzt befand er sich auf gleicher Höhe mit ihr, was sollte sie nur sagen. Und nun- ein scheuer Seitenblick – ein Herr mit einem Spitzbart hastet an ihr vorbei, ohne sie anzusehen. Grete blieb stehen und drehte sich um. Kein Emil weit und breit; weder ein zweibeiniger noch ein vierbeiniger. Also zurück und den Kerl suchen, den vierbeinigen natürlich. Wo das Vieh nur geblieben war? Eine Rundfrage mit erläuternder Beschreibung bei den Verkäufern der Weihnachtsbäume blieb lange ergebnislos. Endlich fand sich eine schwache Spur. „Ein Herr hat mit einem solchen Hund gesprochen“, meinte einer der Männer. „Und was weiter?“ erkundigte sich Grete aufgeregt. „Der Hund hat aber keine Antwort gegeben“, witzelte der Verkäufer unter dem Gelächter der Umstehenden. Grete kam niedergedrückt nach Hause und verursachte ein Familiendrama zweiten Grades. Die Mutter rang die Hände, die kleine Schwester weinte wie eine Biene, und sprach: „Dich kann man nicht einmal mit dem Hund wegschicken. Das Vieh hat hundert Mark gekostet und weitere hundert hat er bereits aufgeessen. „Schade um das schöne Geld.“ Die ganze Festfreude schien dahin zu sein, denn am nächsten Tag war Weihnachtsabend. Grete eilte zum Polizeirevier, wo ihr der Beamte sagte, dass sich kein Hund bei ihm gemeldet hätte. Alle Leute ärgerten sie heute mit solch rohen Scherzen. – Der Familienrat beschloss, eine Zeitungsanzeige loszulassen und dem Überbringer eine hohe Belohnung zuzusichern. Eine Annoncenexpedition konnte den Auftrag noch für die Morgenzeitung am nächsten Tag entgegennehmen. Es kostete eine Stange Geld. Groß und fett prangte die Anzeige am folgenden Morgen in allen Blättern. Am Vormittag riefen auch alle möglichen Leute an, die Hunde zum Kauf anboten, aber Emil blieb verschollen. Mit vorrückender Tageszeit sank die Hoffnung der Familie.

„Vielleicht steht Emil heute Abend irgendwo als Weihnachtsbraten am Tisch“ meinte der Vater und verbarg hinter diesen rauen Worten nur schlecht seinen Kummer. Die Stimmung wurde immer ungemütlicher, die Weihnachtsfreude war verpatzt. Um sechs Uhr abends meinte die Mutter, dass sie am liebsten gar nicht die Lichter am Weihnachtsbaum anstecken würde und sie lieber ins Bett gehen würde. In diesem Augenblick klingelte es und man hörte schon aus dem Vorzimmer einen kreischenden Freudenschrei der Köchin. Gleich darauf umringte die ganze Familie den Heimkehrer Emil. Er sah gar nicht verängstigt aus. Nach dem ersten Begrüßungsturm blickte Grete zu dem Überbringer auf und stellte verblüfft fest, dass es der junge Mann von gestern war, der auf dem Namen Emil hörte. Etwas schien ihr da nicht zu stimmen. „Ich danke Ihnen bestens“, sagte der Vater zu dem Herrn. Wenn Sie gestatten, dann werde ich Ihnen die fünfzig Mark Belohnung aushändigen.“ „Ich freue mich, dass ich ihnen den Hund zurückbringen konnte“, meinte der junge Mann. „Ich nahm mich gestern seiner an als er herrenlos auf der Straße umherirrte. Eben erst erfuhr ich von Ihrer Zeitungsanzeige. Die Belohnung lehne ich dankend ab!“ Hin und her. Nein, nein, das ginge auf keinen Fall. Kurzes Geflüster zwischen dem Herrn des Hauses und seiner Frau. „Haben Sie heute schon etwas vor?“ erkundigte sich die liebenswürdige Hausfrau. „Hm, das nicht, ich bin ganz allein, aber“ – „Kein aber“, erklärte das Familienoberhaupt. „Sie müssen heute schon bei uns als Gast bleiben, Herr – Herr?“ „Brand“ stellte sich der junge Mann vor. „Emil!“ flüsterte Grete ergänzend in sich hinein. „So ein Gauner“ Herr Brand wurde herzlichst als Gast aufgenommen, und nicht nur, weil dies billiger kam als die ausgeschriebene Belohnung. – Es wurde ein sehr vergnügter Weihnachtsabend, zumal der Gast sich als gewinnbringender Mensch zeigte. Einige male ruhte der Blick der Hausfrau nachdenklich auf ihm. „Wir müssen Emil umtaufen“, sagte Grete gelegentlich, „wie wär es, wenn wir ihn Mirko nennen würden?“ „Wie kommst du darauf?“ fragte die Mutter erstaunt. „Nun ja, ich meine – Herr Brand heißt doch Emil.“ „Woher weißt du denn das?“ erkundigte sich die Mutter mit leisem Misstrauen. „Er hat sich doch als Emil Brand vorgestellt“, wurde die Tochter verlegen. „Da haben Sie mich schlecht verstanden, gnädiges Fräulein“, erklärte lachend der junge Mann. „Mein Name ist Rudolf, Rudolf Brand.“ Damit überreichte er ihr seine Karte. Grete biss sich auf die Lippen. Die Frechheit dieses Menschen war so groß, dass sie fast imponierte. Man unterhielt sich so gut, dass Herr Brand für den nächsten Tag wieder eingeladen wurde. Was er natürlich gerne annahm, mit einem warmen Blick auf Grete, wie die Mutter feststellte. An diesem ersten Feiertag ergab es sich, dass Grete und Herr Brand eine Weile allein im Zimmer blieben. So ergab es sich, dass Grete und Rudolf sich ineinander verliebten und später heirateten, aber immer wenn es Weihnachten war, erinnerten sie sich daran, wie sie sich kennen und lieben gelernt hatten.



Das Glück kam zu Ihnen

Erzählung von Lisbeth Schneider

Seit dem Tode ihres Mannes hatte Frau Clara keinen Christbaum mehr zu Weihnachten geputzt. Zu wehmütige Erinnerungen hingen für sie an diesen für die meisten Menschen so frohen Festtagen. Ein paar Tannenzweige mit Kugeln geschmückt, hatte in den letzten Jahren ihrem Heim die weihnachtliche Stimmung gegeben. „Mit welchem Eifer jeder sein Bäumchen aussucht“, dachte Frau Clara, als sie in diesem Jahr an den Verkaufsständen vorbeiging, und auf einmal hatte sie wieder Lust, sich selbst ein Bäumchen zu schmücken, sich selbst ein Weihnachtsfest zu richten, wie sie es früher gemeinsam mit ihrem Mann getan hatte. Schon war sie beim Auswählen. Ein kleines, wohlgewachsenes Bäumchen, den altgewohnten Schmuck daran, das sollte ihr Herz erwärmen. Schnell war das Richtige gefunden, und sie versuchte, wie es sich am praktischsten heimschaffen ließe. „Darf ich Ihnen den Christbaum nach Hause tragen?“ fragte da eine helle Knabenstimme neben ihr. Ein ungefähr zehnjähriger Junge stand da und sah sie mit fragenden Augen an. Er kam wie gerufen und Frau Clara zog mit Bäumchen und Bub fröhlich heim. War der Weg auch nicht weit, so reichte er doch für ein paar nette Worte aus, so dass Frau Clara zu Hause angelangt, impulsiv den Jungen einlud mit ihr Tee zu trinken. Dabei erfuhr sie im Gesprächsverlauf, dass Rolf Halbweise war. Seine Mutter war vor einem Jahr gestorben, und nun hausten Vater und er allein. Das war für beide oft eine trostlose Sache, besonders aber für ihn, der so viel allein sein musste. „Du kannst immer zu mir kommen, wenn es dir auf der Straße zu kalt ist, oder wenn du nicht allein zu Hause sein willst“, bot Frau Clara dem Jungen an, an dessen frischer, aufgeweckter Art sie ihre Freude hatte. „Fein“, freute sich Rolf, „da komme ich gerne! Darf ich auch meine Bastelarbeit mitbringen? Ich will Vater doch etwas zu Weihnachten schenken.“ Wie abgesprochen, so geschah es. Jeden Nachmittag kam Rolf zu Frau Clara, und es waren für beide frohe Stunden, auf die sie sich von einem Tag auf den andern freuten. Schnell war die Zeit bis Weihnachten herum. Nun wusste Frau Clara auch, für wen sie ihr Bäumchen schmücken würde. Rolf würde auch am Heiligen Abend nachmittag zu ihr kommen, für ihn wollte sie die Weihnachtsfeier richten und Weihnachtsfriede und –freude würde auch in ihr Herz einziehen. Jetzt war endlich alles so weit: Der Baum geputzt und ein paar Geschenke für Rolf aufgestapelt. Ungeduldig wartete Frau Clara auf die Flurglocke. Da schellte es auch schon, und freudig öffnete sie die Türe. Im Gang stand Rolf und neben ihm ein großgewachsener, schlanker Mann. „Tante Clara, ich habe meinen Vater mitgebracht“, hörte sie Rolfs Stimme, „darf er mitkommen?“ „Warum nicht!“ Höflich hieß Frau Clara ihre Gäste willkommen und geleitete sie ins warme Zimmer. Gerade wollte sie Rolfs Vater ein paar nette Worte über seinen Jungen sagen, da fiel ihr Blick voll auf sein Gesicht, das sie im Dämmer des Flures nicht recht hatte sehen können. Ihre Augen weiteten sich in plötzlichem Erkennen. Doch Rolfs Vater kam ihr mit der Rede zuvor. „Wahrhaftig Clara, du bist es tatsächlich!“ sagte er, „ich habe es nach Rolfs Erzählungen geahnt und bin deshalb heute mitgekommen. „Peter, ist es möglich“, mehr konnte Frau Clara nicht über die Lippen bringen, „du bist Rolfs Vater?!“ Zwei Jugendfreunde hatte das Schicksal wieder zusammengeführt. Schnell löste sich der Bann, es gab doch viel zu fragen und zu erzählen. Als dann schließlich die Lichter am Baum angezündet wurden und Frau Clara das alte, ewig schöne Evangelium der Geburt Christi vorlas, da glaubten drei Menschen wieder an die Verheißung, die wohl von allen Menschen sehnsüchtig gewünscht wird: **Friede**.



Expositur Kirche Mariä Himmelfahrt in Oberroning. 1731/32 wurde die bestehende Kirche von Pfarrer Johann-Ferdinand Wolfgang aus Hofendorf im barocken Stil umgebaut.

20. DEZEMBER

Als die Lichter erstrahlten

Drei Jahre schon trug Friedrich Kramm schwer an der Last, seinen beiden Kindern Vater und Mutter zu sein, denn solange war seine Frau nun schon tot. Ein Glück nur, dass die achtjährige Lisbeth den sechsjährigen Hans zu leiten versuchte und überhaupt Eifer zeigte, ihre kleinen Händchen zu regen. Ein größeres Glück aber noch, dass gegenüber auf dem gleichen Flur eine Martha Velten möbliert wohnte, das dreißigjährige Fräulein, zu dem die Kinder so oft in kleinen und großen Nöten hineilten und um Hilfe und Rat baten. Ja, er selbst, Friedrich, hatte sie des Öfteren um Beistand gebeten, und ihr mit der Zeit Gefühle in seinem Herzen wach gerufen, Hoffnungen erweckt, in Martha Velten die zukünftige Mutter seiner Kinder zu sehen. Aber seine Furcht vor dem entscheidenden Wort und Schritt war so groß und bedrückend schwer, dass er es immer wieder hinausgeschoben hatte. Heute nun traf er mit Martha Velten im Hause wieder einmal zusammen. Es war frostkalt und der erste Schnee bedeckte die Straßen. „Weihnachten naht“, sagte er. Es sollte recht freundlich klingen, aber die Stimme war ihm belegt. „Ja“ sagte Martha lachend, „die Kleinen erzählen es mir jetzt alle Tage, Herr Kramm. „Ja, ja die Kinder“, er seufzte „Werden Sie diesmal auch allein sein? wagt er zu fragen. Martha nickte. „Wie schon so oft, und gerade dann ist's schwer, nicht wahr!“ Sie lächelte und betrat ihr Zimmer. Friedrich Kramm war an diesem Abend sehr nachdenklich. Plötzlich aber lachte er auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Kinder diese Jahr werden wir einen großen und schönen Baum haben,“ rief er aus. Lisbeth und Hans jubelten. Einen großen Christbaum. Welch eine Herrlichkeit, welch eine Freude! Die Tage vergingen. Immer mehr weiße Flocken tanzten zur Erde hinab und die großen Fenster der Geschäfte waren eine leuchtende Pracht. Am Heiligen Abend brachte Friedrich, wie versprochen, einen großen Tannenbaum nach Hause, und während die Kinder noch draußen spielten, machte er ihn für den festlichen Schmuck zurecht. Dabei überkam es ihn, just diesen Augenblick zu nutzen, um Martha herüberzubitten und das entscheidende Wort zu wagen. Und so geschah es. Als Martha den Baum genügend gewürdigt und gesagt hatte: „Aber Herr Kramm, warum haben Sie denn einen so großen Baum gekauft?“, Friedrich holte tief Luft und antwortete: „Weil – weil ich Sie bitten wollte, dieses Jahr mit uns zu feiern – so – so wie eine Familie.“ Als Martha schwieg stammelte er an ihrer Seite: „Könnten Sie sich nicht vorstellen, die Mutter meiner Kinder zu sein. Fräulein Martha? – Es wäre, denke ich, sehr schön. Er seufzte. Es war so schwer gewesen, das zu sagen. Martha aber schrak zurück. Gedanken, mit denen sie in vergangenen Wochen in aller Heimlichkeit so oft gespielt, die freundliche Bilder vor ihre Seele gezaubert hatten – Frau Martha Kramm, wie schön das wäre! – sie verblassten vor der Wirklichkeit, die jetzt eine Entscheidung von ihr verlangte. Angst war da, Angst vor den Kindern, vor einer Familie, vor der Aufgabe ihrer Selbstständigkeit, vor all dem Neuen. Verstört trat sie zurück. Ihre Lippen bebten.

„O“, sagte sie traurig, „gerne wäre ich gekommen, aber jetzt – nachdem Sie mich gefragt – Bitte, es wäre mir zu schwer, viel zu schwer ...“ Er ließ den Kopf sinken, eine Hoffnung, ein Traum starb. Es tat weh, wenn er an die Kinder dachte, an das schwere Leben, das er führte. „Ja, ja, natürlich, ich verstehe, zwei Kinder können schon eine Last sein“, murmelte er. Er blickte zu dem Baume hoch, den er um Marthas Willen so groß gekauft hatte. Wie hatte er nur hoffen können? Ein Fräulein Velten heiratete natürlich keinen Kramm mit zwei Kindern. Als er zur Seite blickte, da war Martha davongegangen. Sie war wohl vor ihm geflohen. Er hockte am Tisch und starrte den grünen Baum an, atmete tief den frischen harzigen Duft, der das Zimmer füllte. Er wusste nicht, wie es kam, aber er legte plötzlich den Kopf in die Hände und weinte. Die Tür öffnete sich zu einem Spalt, Kinderaugen blickten erschrocken zum Vater hin, dann schloss sich leise wieder die Tür. Aber drüben wurde sie geöffnet und dann blickte Martha in zwei blasse, verstörte Gesichter. „Papa weint“, sagte Lisbeth und auch ihre Augen füllten sich mit Tränen. Heiß schoss es Martha zum Herzen hin. „Ich werde zu Papa gehen, ja?“ Ihre Stimme klang hell und fest. „Und dann werden wir das Christkind rufen.“ Sie schritt allein über den Flur, öffnete leise die Tür, sah den Tisch mit Geschenken für die Kinder bedeckt, sah Friedrich Kramm mit gebeugten Schultern vor dem Baume stehen und unentschlossen, ob er die Kerzen entzünden wollte; er stand dort, als warte er auf etwas, als lausche er in die Zukunft hinein. Leise trat sie hinter ihn und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Friedrich, gehen Sie jetzt hinüber zu unseren Kindern“; sagte sie mit leuchtenden Augen. „Wenn ich das Glöcklein läute, dann ist Weihnachten für uns.“ Friedrichs Kopf schnellte hoch, seine Augen suchten in ihrem Gesicht halt, „Martha, sie sind gekommen – Sie wollen ...“ Sie nickte ihm zu. „Ich will. Für jetzt und immer.“



Der Brief

Er seufzte auf und lächelte. Es war ein befreiendes Lächeln. Noch zwei Häuser Postbote Berger, dann hatte er es wieder geschafft. Wieder einmal war das Ziel erreicht. Ein paar Tage Ruhe, ein wenig Besinnung – das war es, wofür man Treppauf- und treppab stieg. Tag für Tag seit dreißig Jahren nun schon. Da war es wichtig, ein Ziel zu haben. Kein großes darüber, war man lange hinweg – aber eines, das was man voraussehen konnte, jedes Jahr... Weihnachten. Die meiste Post hatte er schon verteilt. Die Tasche war nicht mehr schwer. Da waren nur noch die Zeitungen für den Doktor im ersten Stock und der Brief für ganz oben. Drei Zeitungen! Und das zwei dreimal in der Woche. Er hatte es längst aufgegeben, den Kopf darüber zu schütteln. Ihm genügte eine und davon las er nur die Überschriften auf der ersten Seite, die Familienanzeigen und am Samstag die Skataufgabe – dann schlief er meistens ein. Zu Hause putzte Anna jetzt sicher den Weihnachtsbaum. Jedes Jahr war das so. Er schmunzelte. Ja und sie achtete streng drauf, dass er vor der Dunkelheit nicht in die gute Stube kam. Und wie sie dann dastand mit erwartungsvollem Gesicht, ob ihr die Überraschung auch diesmal gelungen sei. Sie gelang, jedes Mal, wenn er auch ziemlich sicher war, dass heute wieder eine graue Strickweste dran sein würde – und eine Flasche Rum natürlich. Später dann, nach der Weihnachtsmesse, würden Karl und Heinrich noch kommen, nur mal eben auf den Sprung, aber der obligatorische Skat war dann unvermeidlich. Naja, die beiden freuten sich doch das ganze Jahr über darauf... und er selber auch ein wenig – natürlich. Richtig, die letzte Skataufgabe musste er noch durchlesen. Die beiden würden keine Gelegenheit auslassen, ihn endlich einmal reinzulegen... Er hielt den letzten Brief in der Hand. Er war schwer und hart. Bestimmt waren die Bilder darin, auf die Frau Bachmann so lange und so sehnsüchtig wartete. Na, die wird Augen machen! Er freute sich schon darauf, wie sie ihn glücklich anlächeln würde. Wie viele Menschen waren verstohlen zu ihm auf der Treppe vorbeigehuscht. „... von meinem Sohn, müssen Sie wissen. Er ist ausgewandert, damals. Ich bin ja so gespannt auf die Bilder... seine Frau und die Kinder...“ Immer hatte sie vergebens gefragt, aber heute war er da, der Brief. Gewöhnlich warf er die Post einfach durch den Briefschlitz, diesmal aber... Eine ganze Weile dauerte es, bis ihm geöffnet wurde, und dann blickte er in das vor Eifer und Festvorbereitungen glühende Gesicht einer fremden Frau. „Frau Bachmann?“ Sie sah ihn verwundert an, „...aber die wohnt doch gar nicht mehr hier!“ Betroffen wog er den Brief in der Hand. „...nicht mehr hier?“ „Aber nein. Sie wohnt doch jetzt im Altersheim, draußen in Rothenberg... ach, ja, es ging etwas Hals über Kopf. Überraschend wurde dort ein Zimmer frei, und sie musste sich von heute auf morgen entschließen...“ Altersheim Rothenberg, also. Er schrieb die neue Anschrift auf den Briefumschlag. Er war enttäuscht. Er hatte sich so darauf gefreut, das kleine Glück der alten Frau mitzuerleben. Jetzt ging die Post ins Amt zurück, und erst nach drei, vier Tagen würde sie Frau Bachmann im Altersheim erreichen... dass hieße nach Weihnachten! Und sie würde dasitzen und warten und vielleicht auch ein bisschen weinen.. Während er draußen die kalte Luft einatmete, war ihm auf einmal gar nicht mehr weihnachtlich zumute. Nein, so ging es nicht! Er musste zu ihr, heute noch. Er würde jetzt nach Hause gehen, und sich umziehen für den Heiligen Abend schon, und hinausfahren nach Rothenberg mit der Straßenbahn. Er würde den Brief persönlich hinbringen, wenn das auch nicht den Vorschriften entsprach. Aber heute war Weihnachten, und Anna würde sich eben noch ein Stündchen gedulden müssen. Und er schob den Brief in seine Tasche des Jacketts. Angekommen in dem Altersheim übergab er Frau Bachmann mit Stolz den Brief. Sie war voller Freude, denn sie wartete schon lange auf den Brief und ein paar Tränen liefen ihr über die Wangen. „Sie haben mir das schönste Weihnachtsgeschenk gemacht“ sagte Frau Bachmann zu dem Postboten, der sehr gerührt über die Reaktion der Frau war. „Frohe Weihnachten Frau Bachmann“ und wollte gerade aus dem Zimmer gehen. „Und nochmals Frohe Weihnachten“ rief sie dem Postboten hinterher, und vielen Dank für den Brief. Er war stolz über sich, dass er der Frau am Heiligen Abend noch eine Freude machen konnte. Jetzt muss ich aber nach Hause, dachte er sich, meine Frau wird sicher schon warten. Er verabschiedete sich, glücklich und zufrieden ging er zu seiner Frau nach Hause und feierte Weihnachten.



Nebenkirche St. Ursula in Niederroning. Die Kirche wurde 1517 erbaut.

21. DEZEMBER

Der träumende Engel

Maria aber lag still und lächelte .../ Von Delphine Huthmacher

Im Stall zu Bethlehem war Gottes Sohn geboren worden. Ochs und Esel standen still und schauten auf das Wunder, vor dem Josef ernst seine Hände erhob, um es anzubeten. Aus der Jungfrau lieblichem Gesicht leuchtete ein Glück, das über sie selbst hinauszugehen schien. Man konnte nicht mehr sehen, ob es Schmerz oder Freude war. Josef schob ihr ein weiches Bündel Heu unter den Kopf und bedeckte ihren schmalen Körper mit einer braunen, wollenen Decke. Dann bemerkte er ihren suchenden Blick, sie fragte sich, wo man in der Armut des Stalles das Kind betten könne. Er fand eine Krippe, füllte sie mit Stroh und deckte eine Windel ordentlich darüber. Maria hatte inzwischen das Kind gewickelt, er nahm es ihr aus den Händen und legte es vorsichtig in das armselige Bettchen. Maria schloss die Augen und Josef setzte sich neben das Kind auf ein Stroh Bündel. Friede erfüllte den Stall, in dem Himmel und Erde sich vereinigten. Die Engel waren gekommen und erfüllten ihren Auftrag. Sie gingen auf das Feld, wo die Hirten um ein Feuer saßen, das ihnen leuchtete und sie wärmte. Dort berichteten sie, dass im Stall zu Bethlehem heute der Sohn Gottes zur Welt gekommen war. Überirdisches Licht ging von ihnen aus und überstrahlte das Feuer. Ein Jubel erfüllte die Herzen der Hirten, den sie nicht begriffen. Sie gingen und suchten den Stall, wie die Engel ihnen befohlen hatten, und fanden das Kind und die Mutter. Als sie niederknieten, um es anzubeten, begannen die Engel ein himmlisches Konzert aufzuführen. Sie stellten sich im Halbkreis um die Krippe herum und spielten auf feinsten Instrumenten Melodien, bei deren Wohlklang den Hirten Tränen des Entzückens über die verwitterten Gesichter zu laufen begannen. Josef richtete sich auf und streichelte den Kopf des Esels. Er wollte seiner Freude Ausdruck geben, und sei es auch nur, indem er sie einem Tier mitteilte. Maria aber lag still und lächelte, und in ihrem blondem Haar schimmerte dieser Schein des himmlischen Lichtes, das die Engel verbreiteten. Ihre Augen waren groß und glänzten. Und unter der braunen Decke hob und senkte sich ihre zarte Brust. Da geschah es, dass ein Engel sie plötzlich ansah und dass es ihm wie eine ferne Erinnerung erschien. Er ließ die Flöte von seinem Mund sinken und schaute auf die liebe Jungfrau, als vergäße er Himmel und Erde und sähe nur noch sie. Und während er sie so betrachtete, erfüllte sich sein Herz mit Freude; er sah sie, wie ein Maler der Menschen sie sehen würde, der jede Linie erkennt und jedes Lichtfünkchen und jeden Schatten, und der in der Schönheit eines kleinen Teiles das ganze Weltall in einem begnadeten Augenblick erahnt. Der Engel nahm mit großen Augen das zarte Bild der Jungfrau in sich auf, er liebte mit keuschen Blicken jede kleine Feinheit der Farbe und Linien. Aber sein Nachbar, der auch eine Flöte zu spielen hatte, bemerkte auf einmal, dass der Engel träumte, anstatt zu musizieren. Er stieß ihn leise an. Da strich sich der Engel über die Stirn, vergaß sein Träumen und führte sein Instrument wieder an die Lippen.

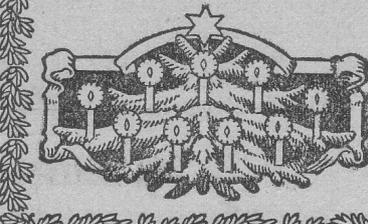
Largo

Eine Weihnachtsgeschichte von Friedrich Franz Goldau

In ihrem verschlissenen Mantel gehüllt stand Herta Strom in dem vollbesetzten Abteil eines durch den Dezemberabend rollenden Zuges. Die Kerzen des ewigen Lichterbaums waren entflammt als sie durch die Sperre ging. Nach zehn Minuten erreichte sie das Lazarett, dem die Fahrt galt. Dem Portier der ihr öffnete, trug sie ihren Wunsch vor. Er führte sie in einen Saal, über ihn blickend zuckte ein leiser Schmerz durch ihr Herz. Sie sah Bett an Bett in einer Reihe stehen. An dem Kopfende hängen kleine Schilder, auf denen der Name und das Geburtsdatum der Männer, die in den Betten lagen, stand. Aber sie waren nicht traurig. Herta sah, wie auf der anderen Seite des Krankenzimmers die Schwestern Päckchen zu den Patienten trugen. Einige Männer hatten sich halb aufgerichtet. Andere saßen auf der Bettkante oder auf dem Stuhl. Sie begannen die Päckchen zu öffnen. Ihre Augen erstrahlten. Dann ging eine der Schwestern auf das Podium zum Flügel. Sie spielte ein Weihnachtslied zum brennenden Baum, doch der Gesang der Männer übertönte den Klang der wohltonenden Saiten. Sang nicht der Saal mit! Zitterte nicht der Boden unter Hertas Füßen? „Das vierte Bett in der nächsten Reihe links“ Herta folgte dem Flüstern des Mannes, den sie befragt hatte, und bleibt bei seinem Bett stehen. Bleich und ausgezerrt lag der kleine Mann, den sie suchte, in den Kissen. Vor ihm auf dem Boden lag ein Päckchen. Seine zitternde Hand lag auf dem Bett. Die andere ebenfalls zitternd, umkrampfte das Päckchen als fürchte er, dass man es ihm wegnehmen könnte. „Herta?“ Er war zu schwach, ihr die Hand zu reichen. „Am Heiligen Abend?“ Ihre Augen wurden feucht von den Tränen, die sie verlor. Er, den sie gesucht und gefunden hatte, war Musiklehrer. Man hatte ihn während den Kriegswirren nach auswärts verpflichtet, Nach Kriegsende hatte er sich auf den Weg in die Heimat gemacht. In dem Flüchtlingslager war er müde geworden. Krank und entkräftet hatte er die Stadt, in der er jetzt lag, mit Mühe erreicht. Dann wurde er durch die Strapazen des Weges und durch Nahrungsmangel so stark geschwächt, dass er nun halbverhungert hier lag. Er war nicht mehr kräftig genug, sich über das Päckchen zu freuen. „Das ist meine Musikschülerin, von der ich bereits erzählt habe“, gurgelte er einem anderen Menschen zu, der am anderen Bett gegenüber saß. Sie spielt auf Konzerten für uns. Manches von dem, was uns beigebracht wurde, ist ihr Verdienst.“ Herta, werden sie auch für uns was spielen?“ fragte der junge Mann gegenüber. Von den sehnsüchtigen Blicken der Männer begleitet, ging sie auf die Bühne. Ihre Finger begannen sich auf den Klaviertasten zu senken und es ertönte ein besinnlicher Klang. Viele der Männer begannen zu weinen, sie wurden durch die Klänge an ihre Heimat und an ihre Familien erinnert. Nie hatte der Saal einen ähnlichen Beifall gehört. Nie hatten Gäste so nach einer Zugabe gerufen wie diese Menschen, als die letzten Töne des Flügelrauschens verklangen. Nie war eine Musiklehrerin reicher beglückt von einer Bühne getreten als Herta nach ihrem Auftritt hier im Lazarett. Als sie an das Bett ihres Lehrers trat, hatte er sich aufgerichtet. Er drückte ihr die Hand, seine Augen glänzten vor Freude. „Ich weiß jetzt, dass ich genesen werde“, flüsterte er „Ich werde heimkommen. Er wünsche ihr noch „Frohe Weihnachten“ und Gottes Segen, und dass sie gut heimkomme.“ Herta fuhr noch in dieser Nacht nach Hause. Sie fuhr mit der Gewissheit, dass nun auch er bald wieder, wie sie, auf Konzerten spielen würde, für alle die Leid, Sorge und Not haben.



**Wintermäntel,
Winterjoppen,
Ueberjoppen,
Lederjacken,
Lederhosen,**



**Praktische
Weihnachts-
Geschenke.**

**Lederhand-
schuhe,
Lederolmäntel,
warme Winter-
hosen,
Pullover.**

Herren-Hüte und Mützen
Herrenkrägen, Kravatten, Hosenträger, warme Hemden u. Unterhosen etc. etc.
kaufen Sie am billigsten und in größt vorhandener Auswahl bei

Andreas Fahrmer
Herrenbekleidungsgeschäft Rottenburg am Bahnhof Tel. 74.
(Besichtigung meines reichhaltigen Lagers ohne Kaufzwang.)



Kriegergedächtniskapelle,
eingeweiht wurde sie am 27. August 1922



Hauskapelle der Familie Abeltshäuser in Inkofen,
eingeweiht wurde sie 2008 von Ortspfarrer Chrobak

22. DEZEMBER

Xaver hielt Wort ... von Erich Trebor

Auf der Wetterstation eines der höchsten Berge eines herrlichen Landes saßen vier Münchner um einen Tisch. Eisiger Sturmwind wehte um das Gebäude, verfring sich in dem Schornstein und gab klagende Töne unheimlicher Art von sich. Es war an dem Mittag des Tages, an dem in den Tälern und Ebenen des Landes der Heilige Abend gefeiert wird. Eben war einer von draußen hereingekommen. Er schüttelte sich in Erinnerung an die eisige Kälte und trat zu dem Tisch. Ein ekelhaftes Wetter heute, und so etwas nennen die da unten den Heiligen Abend!“ „Nicht nur die da unten, Thomas! Auch für uns alle gilt das!“ meinte der alte Huber, der schon seit Jahrzehnten die Berge kannte. „Schöne Weihnachten ohne Weihnachtsbaum; ausgerechnet den musste Xaver heute vergessen!“ Der Gerügte stand auf: „Ich hole noch einen!“ Die Anderen sahen ihn an und schüttelten die Köpfe: „Bei diesem Wetter? Ausgeschlossen!“ Xaver Bergl nahm wortlos den schweren Pelz, ergriff eine Axt vom Kamin und schritt zur Tür. „Das ist Wahnsinn!“ Mit diesen Worten verstellte ihm der Huber den Weg. „Ich habe ihn vergessen, also werde ich einen besorgen! Gib den Weg frei!“ Eiserne Entschlossenheit in den blauen Augen des Bergl ließen Huber unwillkürlich zurücktreten. „In vier Stunden bin ich wieder hier!“ Die Tür wurde aufgestoßen, eisiger Lufthauch drang in die warme Stube, dann fiel die Tür dröhnend ins Schloss. Die vier am Tisch sahen sich an. Vier Stunden? Sollte es ein Abschied für immer gewesen sein? Nach einiger Zeit machten die Männer den Tisch zurecht; setzten die kleinen verpackten Geschenke hin, die Kameradschaft und Freundschaft finden ließen. Große Berge Pfefferkuchen füllten die Schalen. Dann gingen sie wieder zur Wetterbeobachtung und gaben Meldungen weiter. So vergingen die Stunden. Es wurde Abend. Nun war der Xaver schon fünf Stunden fort. Der Sturm schien sich noch verstärkt zu haben. Sie gingen auf den Turm und brannten Leuchtfeuer ab, um dem Bergl den Weg zu weisen. Ohne dass einer den Befehl gab, zogen die Männer ihre Pelze an, nahmen Windlaternen mit und verließen wortlos den Raum. Sie brauchten nicht weit zu gehen. Auf lautes Rufen kam bald eine leise Antwort. Schwer stampften die Männer durch den hohen Schnee. „Xaver! – Xaver!“ „Hier liege ich, Huber! Ich hab mir den Fuß verstaucht!“ Unter einer Schneewechte fanden sie ihn. Neben ihm lag ein schöner, grün leuchtender Baum. „Ich trat in der Dunkelheit in ein Schneeloch, da geschah das mit dem Fuß!“ wollte sich der Xaver entschuldigen. „Ist schon gut!“ antwortete der alte Huber. Zwei trugen den Xaver in die Station, der dritte schleppte den Baum. Männer der Berge machen nicht viel Worte; sie drückten dem Xaver die Hand, das genügte und sagte sehr viel. Als aus dem Lautsprecher die Weihnachtslieder auch in den warmen Raum der einsamen Männer der Bergstation strömten, fanden sich fünf Glückliche, die im Schein würziger Kerzen saßen und an die vielen, vielen anderen dachten, die unten im Tal das Weihnachtsfest begingen und vielleicht ganz die Männer vergaßen, die auf den hohen Bergen für sie ihre Pflicht taten. Mitten unter ihnen weilte mit verträumtem Lächeln ein Mann, der sein Leben aufs Spiel setzte, nur um seinen Kameraden einen wahren Weihnachtsabend zu geben.

ROBBI

Eine Weihnachtsgeschichte aus der afrikanischen Mission

Als die große Kiste, die der Pfarrer mit Büchern und Konserven für eine holländische Missionsstation in Afrika packte, fast schon fertig gepackt war, wurde er für einen Augenblick abgerufen. Sein Töchterchen war allein im Zimmer, und hatte bis jetzt mit ihrer Puppe gespielt, so ging sie nun dazu über, die fast volle Kiste einer Betrachtung zu unterziehen. Sehr schöne Sachen, die da nach Afrika gehen sollten! Und jeder aus der Gemeinde hatte etwas gespendet, Wie aber stand es mit ihr selbst? Sie besann sich nicht lange, ließ ihre Puppe – ein kleines Matrosenpüppchen, Robbi genannt in einen Spalt rutschen, und so geschah es, dass der Missionar und seine Frau, als sie, kurz vor Weihnachten, die dankbar begrüßte Kiste öffneten, die Puppe darin fanden. Sie schenkten das Püppchen – immerhin konnte es sogar „Piep“ sagen, wenn man es ins Bein kniff – einem schwarzen kleinen Mädchen. Diese freilich war ihr keine gute Mutter. Sie ließ es in den Fluss fallen, und so trieb dann das Matrosenpüppchen flussabwärts, und so wurde mit jedem Tag und jeder Woche seine ehemalige blaue Farbe immer weißer, und als es schließlich in einem Gestrüpp hängenblieb und von einem Negerjungen gefunden wurde, war es ein kleiner weißer Mann, den der Junge da gefunden hatte. Man bestaunte den Fund des Jungen im Dorf gebührend, man hatte noch kaum weiße Männer gesehen, und sollte das wohl hier ein Zeichen sein, dass sie nun auch in dieses ferne Dorf einbrechen würden? Der Junge und sein Püppchen teilten freilich die Besorgnis der Großen in keiner Weise. Sie vergnügten sich weiterhin miteinander, und sie waren ebenfalls, am Rande eines Flusses beim Spielen, als eines Tages tatsächlich das Boot eines weißen Mannes gerudert von vier Männern eines fremden Stammes, auftauchte. Noch niemals hatte der Weiße – jener holländische Missionar, von dem oben schon die Rede war – es gewagt, diesen berüchtigten Stamm unterhalb des Flusses aufzusuchen. Es gingen zu viele ungute Gerüchte über ihn um. Der schwarze Junge am Ufer erstarrte. Fest presste er seine Puppe, Robbi genannt – an die Brust. Ja genauso sah er aus, der Weiße, genauso wie seine Puppe, nur etwas größer. Der Missionar hatte sich über den Rand des Bootes geschwungen. „Wartet hier“, befahl er den Rudernden. Dann ging er über den flachen Strand dem Dschungel zu. Der schwarze Junge sah ihn kommen. Eigentlich müsste er jetzt schreien und weglaufen. Aber er tut weder das eine noch das andere. Denn vor seiner Puppe, dem „kleinen weißen Mann“ ist ihm ja auch nicht bang. Warum also sollte er vor dem großen weißen Mann Angst haben? Er lässt den Missionar herankommen, und er flüstert: „Der Vater von dem weißen Männchen!“ Der Missionar hat es gehört, er stutzt, er kann sich noch keinen Reim auf die Geschichte machen, und erst, als er die Puppe in den Händen des Jungen sieht, beginnt er etwas zu ahnen. Wie aber kommt solch eine Puppe in die Gegend, die noch kein weißer Mann betrat? Dass es seine „eigene“ ist, daran denkt er keinen Augenblick. Da ist der Junge nähergekommen, er betrachtet lächelnd den Missionar von oben bis unten, und dann kneift er ihn, ganz fix, damit er sofort ausreißen kann, wenn es nötig sein sollte, ganz rasch einmal ins Bein. Ob er vielleicht auch „Piep“ sagt. Aber der Missionar sagt nicht „Piep“. Er hat den Jungen um die Schulter genommen, er lacht, er ermuntert ihn, ihn ins Dorf zu führen, und so kommt es, dass wenig später die drei – der Missionar, der Junge und Robbi – einträchtig im Dorfe eintreffen. Das gibt es erst ein furchtbares Geschrei, die Frauen flüchten, die Männer stellen sich kampfbereit. Aber wie kann der weiße Mann ein böser Mensch sein, wenn der Junge bereits so vertraulich mit ihm spricht? Allmählich kommen sie näher, der Missionar darf sich zu ihnen setzen, und er darf ihnen erzählen, was er auf dem Herzen hat. Er kommt in den folgenden Wochen und Monaten noch oft in dieses Dorf, und als sie ihr erstes gemeinsames Weihnachtsfest feiern, erzählt er auch die Geschichte von Klein-Robbi, der die weite Reise übers Meer nicht scheute, der keine Angst hatte, wochenlang im Fluss zu treiben, um ihnen endlich als kleines weißes Männchen Botschaft von den guten Absichten seines „Vaters“ zu bringen. Andächtig sitzt der schwarze Junge unter den Zuhörenden. Am Altar flackern die Kerzen des Lichterbaumes. Im Arm hält der Junge Klein-Robbi. Und vor lauter Andacht vergisst er völlig, ihn wenigstens hin und wieder piepen zu lassen.



Klein-Isolde

Von Luise-Marie Luxenburger

Die Erde knisterte vor Frost, Rauheif umfasste die nackten kahlen Winteräste. Milliarden Sterne funkelten in erdenferner Unendlichkeit. Schneetief sanken die kleinen Schritte in den schweren Stiefeln, die der jungen Isolde van Högd zugehörten. Die wanderte, ohne aufzusehen, bergwärts. Niemand hielt sie an. Niemand fragte sie: „Wohin gehörst Du, kleine Isolde, so mutterseelenallein?“ Es war Weihnacht! Alle Menschen waren zu Hause. Klein Isolde wollte allein ihr Fest feiern, ihr Fest mit den schönsten Erinnerungen, die alle Jahre einmal lebendig wurden. Aber nur in ganz stillen Stunden. Deshalb wanderte Isolde van Högd so allein, so mutterseelenallein. Und sie stieg höher und höher! Bergeinsamkeit umhüllte sie, oh du heilige Nacht! O silberne Träume, der im Mondlicht schimmernden Gipfel Heilige Weihnacht! Zurück blieben die dumpfen, die traurigen Bilder. Vergessen war der schwere Stein mit den goldenen Namen derer van Högd. Die tote Mutter ging mit. Vergessen war das Meer, das den Brüdern, im Kampf gefallen, die letzten Lieder sang. Vergessen das Grab der Namenlosen, um das ruhelose Sehnsucht flattert mit der ewigen Frage: Bist du dabei? Klein-Isolde, die Einsame, wandert und mit ihr Vater, Mutter, Brüder. Sie halten die kleine Schwester an den Händen. Sie führen sie zur schönsten Tanne. Und kleine, weiße Mädchenhände lassen auf den grünen Zweigen weiße Weihnachtsherzen blühen. Bald tragen sie funkelnde Kronen und leuchten seltsam in die klirrende Winternacht. Und es knistert und raunt in den Zweigen: „Es ist Weihnacht“. Die Sterne singen und klingen: Es ist Weihnacht. Klein-Isolde faltet die Hände und betet: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Als die Menschen zur Christmette eilen, schütteln sie verwundert die Köpfe. Vom Berge kommt Isolde van Högd – mutterseelenallein – und es ist Weihnacht.



Bergkirche St. Walburga in Pattendorf. Die Kirche wurde schon in der romanischen Zeit genannt, woher noch die Mauern des Langhauses stammen. Der spätgotische Chor wurde Ende des 15. Jahrhundert angebaut.

23. DEZEMBER

Zauber in der Christnacht

Eine Weihnachtsgeschichte von Heinrich Pohl

Nun macht aber, dass ihr rauskommt, ihr Lümmel!“ schrie wütend die Bäuerin, die ihre beiden Ältesten über dem frisch gebackenen Kuchen ertappt hatte. Hans und Uli beeilten sich, der durch ein drohend erhobenes Holzscheid verstärkten Aufforderung nachzukommen. Da standen sie nun wieder und wussten nicht, was sie anfangen sollten. Wie schrecklich lange dauerte doch so ein Heiligabendtag! Aber Hans hatte einen Einfall: „Komm Uli“ sagte er. „wir gehen in die Rumpelkammer!“ Die „Rumpelkammer“ ein langer, schmaler Raum im Obergeschoß des Hauses, diente der Aufbewahrung von selten gebrauchten Möbeln und einer Truhe die Bücher aus dem Nachlass „studierter“ Familienmitglieder enthielt. Hans und Uli kramten in der Truhe. Früher hatten sie nicht viel für ihren Inhalt übriggehabt, aber Hans, der seit einem Jahr auf der „hohen Schule“ in der Stadt lernte, spielte seinem jüngeren Bruder gegenüber gern den Gelehrten. „Das ist Latein“, urteilte er mit sachverständiger Miene „und das Griechisch wird wohl vom Bruder unseres Großvaters stammen, der auf geistlich studiert hat.“ Es kamen noch viele andere Bücher, alte langweilige Schinken, zum Vorschein, und die Brüder wollten schon ihre Forschungen beenden, als Hans einen dicken Schweinslederband mit rotem Buchschnitt in die Hand bekam und aufschlug. „Mann“ rief er aufgeregt, und riss die Augen auf, „was ich hier gefunden habe!“ Dann dämpfte er die Stimme und las: „Des Nostradamus wirkliches geheimes Lehrbuch der Zauberer“ ... Stumm starrte er den Bruder an. Aber Uli bekam es mit der Angst zu tun. „Ach, leg’s lieber weg, Hans!“ bat er und blickte scheu auf das geheimnisvolle Buch. Hans würdigte ihn jedoch keiner Antwort und begann laut vorzulesen. Schreckliche Sachen standen in dem Buch: von mitternächtlichen Beschwörungen auf dem Kreuzweg, von Zaubergeräten, wie Alraunenwurzeln, Krötenaugen, Totenfingern, Schlangenzähnen, merkwürdigen Kräutern und dergleichen, „Das gibt’s auch“, rief Hans plötzlich und las: „Zauber in der heiligen Christnacht: „Sei Schlag 12 Uhr im Kirchturm, schneide stillschweigend von dem Glockenseil ein Stück herunter. Beeile dich, so schnell aus der Kirche zu kommen, dass du beim letzten Zwölferschlag draußen bist. Wenn du solch ein Seilstück immer bei dir trägst, bist du unsichtbar und kugelsicher, wirst deinen Feinden überlegen sein und vergrabene Schätze auffinden.“ Die beiden Knaben sahen sich verdutzt an. Die großartigen Versprechungen des Zauberbuches verschlugen ihnen einen Augenblick die Sprache. Aber Uli wurde es noch ängstlicher zumute. „Komm runter, Hans“, sagte er kleinlaut. „wer weiß, was uns noch Schlimmes mit dem Buch passiert!“

„Du Schaf“ war Hans' Antwort, „was soll da Schlimmes sein, wenn man vom Glockenstrang ein Stückerl abschneidet! Und dann siege ich über meine Feinde – da wird der Wenzel-Karl staunen! Und unsichtbar werden wir. Das gibt einen Spaß! Einen Schatz habe ich auch schon lange finden mögen.“ Die Knaben vertieften sich nochmals in das Zauberbuch, wisperten geheimnisvoll und zuckten zusammen, als sie ihre Mutter rufen hörten. Es war schon fast völlig dunkel geworden – da konnte die Bescherung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Schnell warfen sie die Bücher, das Zauberbuch unter die anderen Bücher, in die Truhe und rannten die Treppe hinunter. Der Mond stand hoch am Himmel und überschüttete das Dorf mit silbernem Glanz. Wuchtig ragte der festgeschmückte alte Kirchturm empor, der über die Gräber wachte. Da kamen plötzlich zwei kleine Gestalten über den Friedhof gelaufen. Nicht rechts und nicht links blickten sie, sie strebten nur zur Kirchentür um sie gemeinsam mit vereinten Kräften zu öffnen. Schnell, mit ein paar hastigen Bewegungen liefen sie am Weihwasserbecken vorbei und sprangen dann die Treppe hinauf. Eine Taschenlampe leuchtete gespenstisch, lange Schatten tanzten über die Mauer. Auf der Plattform, von der aus eine Leiter in den Glockenstuhl führte, blieben die nächtlichen Besucher stehen. „Hat noch nicht zu schlagen begonnen,“ murmelte Hans. Ihm war höllisch Angst ums Herz, aber mannhaft bezwang er sich, um den sich zitternd an ihn schmiegenden kleinen Bruder nicht ganz aus der Fassung zu bringen. Stumm blickten sie in das Kirchenschiff hinab, aus dem ein köstlicher Weihrauch- und Tannenduft zu ihnen heraufstieg. Aber, alles schien ihnen heute verwandelt. Herrgott! Der heilige Georg war wohl lebendig geworden? In dem bleichen Mondlicht, das durch die hohen Fenster fiel, schien die Figur des dörflichen Schutzheiligen sich zu bewegen, gerade jetzt, dem scheußlichen Ungetüm zu Füßen seines Gottes die Lanze in den Schlund zu stoßen. Da! Ein dumpfer Glockenschlag! Die Knaben führen zusammen. Aber bevor Uli zur Besinnung gekommen war, hatte ihn Hans bei der Hand gepackt und zur Leiter hin gezogen. Als die Kirchturmuhre das zwölfte mal geschlagen hatte, traten Hans und Uli schon aus dem Friedhofstor. Die ausgestandene Angst verebbte in ihnen, und ein großartiges Triumphgefühl begann sie zu beherrschen. Voller Stolz fühlten sie das Glockenstrangende in der Tasche, das sie mit zitternden Händen abgeschnitten hatten. Nun konnte ihnen nichts mehr passieren! Schon auf dem Wege zum väterlichen Hof bewährte sich der Zauber. Der alte Seifert, der Nachtwächter, ging, das Gesicht in den Schafspelz vergraben an ihnen vorüber. Er hatte sie nicht bemerkt – sie waren unsichtbar. Vorsichtig öffneten die Knaben das Hoftor und – standen vor Vater und Mutter! Die Mutter war aufgestanden, da der kleine Bertel geweint hatte. Sie fand die Betten der älteren Jungen leer, darauf weckte sie den Vater, als zu ihrem Schrecken die Kinder nicht zu finden waren. Uli, fing herzerbrechend an zu weinen, als er die Eltern sah, und Hans suchte vergeblich Rettung durch kräftiges Drücken des Endchens Strick. „So kann man uns doch sehen!“ sagte er tief enttäuscht. „Rein mit euch!“ rief der Vater und holte seinen Leibriemen hervor, den er vorsorglich zu sich gesteckt hatte. In der Stube, vor dem prächtig geschmückten Tannenbaum, beichteten Uli und Hans mit vielem Ach und Weh. „Jesus, Jesus!“ klagte die Mutter und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, zaubern wolltet ihr?!“ Der Vater, der schon in gefährliche Nähe gerückt war, musste plötzlich etwas in die Kehle bekommen haben. Er fing an, heftig zu husten, und wies nur zur Tür. „Ins Bett mit den Bengels!“ brachte er mühsam hervor. „Morgen werden sie den richtigen Zauber kennenlernen!“ Als die Bäuerin mit den beiden „Zauberern“ verschwunden war, schlug sich der Bauer, sein Lachen mühsam dämpfend, auf die Knie. „Die verflixten Kerls!“ sagte er vor sich hin, und seine Augen funkelten vor Freude über die Pffiffigkeit seiner Sprösslinge. Dann steckte er sich eine Pfeffernuss in den Mund, gähnte und ging langsam zur Schlafstube hinüber und schlief ruhig ein.



Es weihnachtet in unserer Heimat

Weihnacht ist nah!

Die Tannenbäumchen sind schon da
 Sie wanderten aus dem dunklen Wald
 und steh'n in unsern Stübchen bald,
 Mit Tannenduft und Kerzenschein
 Wird es bald schöne Weihnacht sein,
 Weihnacht ist nah!

Die Puppenkinder sind schon da,
 und Schaukelpferd und Zinnsoldat
 sind einmarschiert in unsere Stadt.
 Im Weihnachtsfenster stehen sie,
 so bunt und lustig wie noch nie.

Weihnacht

Auch die Rosinen sind schon da, und
 Zucker, Mehl und Mandelkern.
 Ich weiß, der Tag ist gar nicht fern.
 Wo Mutter vierzehn Stollen bäckt,
 der doch so wunderbar schmeckt.
 Weihnacht ist nah!

Die Gans ... ja, ja ... ist auch schon da,
 und Mutters Weihnachtsgänsebraten
 wird diesmal wieder gut geraten.
 Ich spar' mir' was vom Essen ab,
 dass ich dann rechten Hunger hab'.
 Weihnacht ist nah!

Soll ich erzählen, was ich sah?
 Das hämmert, klopft für Mädel, Buben
 In hundert Weihnachtsbastelstuben.
 Und jeder denkt voll Heimlichkeit
 ans Schenken in der Weihnachtszeit.



Weihnachtskrippe der Spitalkirche in Pattendorf, modelliert von Sebastian Osterrieder (19. 01. 1864 – 05. 06. 1932)

24. DEZEMBER

„S' Christkindl anschießen“

Lange Zeit war es in Rottenburg der Brauch, am Heiligen Abend das „Christkind anzuschießen“. Dazu ging einer von der Hausgemeinschaft auf die Straße und feuerte einen Schuß ab. Man schrieb den 24. Dezember 1919. Genau ein Jahr war der Krieg zu Ende und wegen der politischen Unruhen im Lande gab es in den Städten und Märkten Bürgerwehren, die sollten aufkommende Unruhen im Keim ersticken und so für Sicherheit sorgen. In Rottenburg hatte diese Aufgabe die Freiwillige Feuerwehr übernommen, die zu diesem Zweck mit leichten Waffen ausgestattet war. 1919 war ein wunderschöner Heiligabend angebrochen, es dämmerte schon und es schneite zur Freude der Kinder. In der schwachen Straßenbeleuchtung sah man die Schneeflocken tanzen. „Jetzt Xaverl, jetzt is soweit, geh naus und tua's Christkindl oschiaßn, damit de Kinder wissen, dass boit kimmt!“, so sprach der Jakob Huber, stolzer Hengsthalter auch „Hubagamme“ genannt, zu seinem Knecht. Der hatte schon lange darauf gewartet und mit dem Schießen kannte er sich als alter Soldat gut aus. „Is scho recht“, meinte er, nahm seinen Weltkriegskarabiner und ging auf die Straße. Er ging die Neufahrnerstraße, damals sagte jeder nur „Moosstraße“, ein Stück bergab, bis zum Treffpunkt Marktstraße, mit der damaligen Bahnhofstraße, heutige Max – von – Müller – Str., praktisch „Unterer Torplatz“. Hier postierte er sich fachgerecht, lud durch, legte an und drückte ab. Zugleich mit dem lauten Knall gingen in allen Häusern die Lichter aus und auch die Straßenlampen. Da lag der ganze Markt im Finstern und der Xaverl stand mitten drin. Neugierig rannten die Leute auf die Straßen. Was ist los? Bald hatte man die Ursache für den Stromausfall. Unser Schütze hatte die einzige Freileitung im Ort getroffen und abgeschossen. Aber warum schoß er auch mit einer scharfen Kugel und nicht mit einer Platzpatrone? Nachdem die Ursache bekannt war, holte man schnell Hilfe herbei. „Da muss der Alois her, unser Elektriker vom Elektrizitätswerk, der kann das wieder richten“. Der Alois kam auch gut gelaunt. Mit Hilfe von Steigeisen stieg er auf einen Freileitungsmasten und flickte die beiden Enden beim schwachen Taschenlampenlicht notdürftig zusammen. Dann stapfte er wieder zurück ins E-Werk und schaltete den Strom ein. „S' Licht ist wieder da!“ jubelten die Leute. Die Aufregung legte sich. Aber das Christkind hatte den Schuss gehört und obwohl in dieser armen Zeit das Jesuskindl nur wenig Geschenke bringen konnte, freuten sich alle darüber.

Text: Franz Moises, nach einer Erzählung von Mechanikermeister Willi Rott

Krippen von Eduard und Peter Huppmann

Das Schnitzen, speziell von Krippenfiguren und Tieren, hat in Huppmanns Familie Tradition. Schon der Großvater begann damit, kleine Ausbesserungsarbeiten an der Familienkrippe, einer Panoramakrippe (Größe 4m x 2m), selbst vorzunehmen. Sein Sohn Eduard (6. 10. 1898 – 11.06. 1994) gelernter Feinmechaniker und späterer Oberprüfmeister der Stadtwerke München, besuchte Wochenendseminare der Münchner Kunstakademie und eignete sich dort die Grundkenntnisse der Bildhauerei an. Bedingt durch seinen Beruf, gab er sich bald mit „ gewöhnlichen Figuren“ (Figuren mit Drahtaufbau) nicht mehr zufrieden, sondern schuf für die Beweglichkeit seiner Figuren, Kugelgelenke. Dazu erfand er die verschiedensten kleinen Werkzeuge, um die Präzision in Holz, die bei solchen genauen Arbeiten benötigt wird, zu erreichen. Durch die Herstellung dieser Körper wurden die nachgestellten Bewegungsabläufe flexibler und natürlicher, denn sie erlaubten nahezu jede Position, vom Sitzen bis zum Kniefall. Trotzdem bleiben alle Teile des Körpers vollständig aus Holz, selbst die kunstvollen Kugelgelenke. Herr Eduard H. hat Figuren und Tiere in München für die Theatinerkirche, St. Lorenz, St. Helena, St. Joseph, Hl. Familie und Königin des Friedens, geschaffen. Seine Schnitzwerke fanden sogar Liebhaber in Amerika, England und Italien. Eduard Huppmanns Sohn Peter, hat vor ca. 35 Jahren die Werkstatt seines Vaters übernommen, in der er bereits als Kind mitgearbeitet hat. Er betreibt die Bildhauerei ausschließlich nebenberuflich, wenn auch durchaus mit hohem professionellem Anspruch.

Peter H. ist mittlerweile der einzige Krippenbildhauer, der noch selbst nach alter Tradition, die Gliederpuppen mit Kugelgelenken herstellt und sie bei den geschnitzten Köpfen, Händen und Füßen einsetzt. Für Tierdarstellungen, die vollplastisch geschnitzt werden, studiert er die Bewegungsabläufe am lebenden Objekt und hält sie in speziellen Skizzen fest. Dabei beachtet er von der ersten Skizze bis hin zur Fassung der Schnitzwerke und der Anfertigung der Bauten die Vorgabe der alten Münchner Krippentradition. Zur Zeit restauriert er die historischen Krippenfiguren der Münchner Ludwigskirche. Bei solchen Arbeiten schult er seinen Blick und seine Hände und lernt zugleich von den alten Meistern. Die Kleidung der Figuren, hatte früher Frau Margarete H., eine ausgebildete Schneiderin und Frau von Eduard H., inne. Seit ca. 10 Jahren übernahm diese Tätigkeit, Peter H. Frau Charlotte, die mit viel Gefühl und Liebe zum Detail, die Stoffe, Borten und Accessoires den Figuren anpasst. Mehr unter: [www. huppmann-krippen. de](http://www.huppmann-krippen.de)



Caroline Reiber mit Charlotte und Peter Huppmann nach den Dreharbeiten im Studio des Bayerischen Rundfunks. Hier wurde die Weihnachtssendung „ Caroline Reiber und Ihre Gäste“ gedreht, die am 24. Dezember 2008 von 15 – 18 Uhr ausgestrahlt wurde.



Rottenburg (Nach dem Fest)

Vier Wochen lang Vorbereitung – vier Wochen lang Heimlichkeiten, und nun ist das Fest verrauscht und wir befinden uns wieder im Alltag. Die Erinnerung an das schöne Fest hält uns noch immer gefangen. Wie war es doch am Heiligen Abend? Früh morgens lag der Frieden des Festes in den Straßen. Je stiller es in den Straßen war, umso aufgeregter ging es in den Wohnungen zu bis die Lichter aufglühten und Weihnachtshelle aus allen Fenstern auf die menschenleere Straße fiel. Nachts um 12⁰⁰ Uhr bei der Mette dankte in der gefüllten Heimatkirche Sankt Georg eine gläubige Menge. Das Fest ist vorüber. Es herrschte an den Weihnachtsfeiertagen ein so richtiges Winterwetter, wie man sich's nicht schöner vorstellen und wünschen konnte. Der Freitag und Samstag brachten reichen Schneefall, sodass der Weihnachtswunsch der Wintersportler ebenfalls in Erfüllung ging. Die Kleinen und die Kleinsten tollten sich auf der Schlittenbahn und auf den Eisflächen amüsierten sich Jung und Alt. Der zur gleichen Zeit eingesetzte Schneefall brachte herrliche weiße Weihnachtsfeiertage. Am Stephanitag strahlte noch dazu heller Sonnenschein über die Winterlandschaft und erhöhte die Freude der Wintersportler. Froh und festlich sind die Weihnachtstage vergangen. Als Fest des Friedens und des Glückes durften wir sie begehen. Mit diesem beseligtem Gefühl der Ruhe und der Sicherheit, der Kraft und der Stärke schreiten wir wieder in den Alltag, gehen wir wieder an unsere Pflicht, an die Arbeit und in wenigen Tagen ins neue Jahr!

Unsere Badartitel für Weihnachts = Bäckereien

sind billig, frisch und begehrt.

Wir bieten an:

| | |
|--|--------------------------------------|
| Haselnußkerne 1/5 0.22 | Kunsthonig Pfd. 0.45 |
| Mandeln (handgegl.) 1/4 0.35 | Weinbeeren Pfd. 0.50 |
| Citronat 1/5 nur 0.20 | Sultaninen Pfd. 0.70 |
| Orangeat 1/5 nur 0.18 | Edeltrauben Pfd. 0.47 |
| Cocosgeraspel Pfd. nur 0.35 | Badpulver 5 Stück 0.35 |
| Weizenmehl Pfd. nur 28, 26 24 1/2 | Vanillezucker 6 Stück 0.25 |

Allerfeinste Rochschokolade, Kakao, Schokoladenpulver, Kartoffelmehl, Mondamin, Gustin, Natron, Pottasche, Hirschhornsalz, Oblaten.

Sämtliche Gewürze in frischester Qualität:

Nellen, Zimt, Cardamon, Macisblüte, Muskatnüsse, Badöle, Piment usw.

Nürnberger Bäckereien:

| |
|--|
| Nürnberg. Allerlei 1/2 Pfd. 0.38 |
| Pflastersteine 1/2 " 0.28 |
| Mag. mbrot 1/2 " 0.38 |
| Gewürzplätzchen 1/2 " 0.38 |
| Basler Lebkuchen 1/2 " 0.40 |
| Elisen-Lebkuchen Stk. 15 u. 10 |
| Weißer Oblaten-Lebkuchen 1/2 Pfd. 0.55 |
| Cocosmakronen 1/2 " 0.48 |

Weihnachtsmänner und Figuren

in riesiger Auswahl, zu billigsten Preisen.

Feigen (35), Maroni (30), Datteln, Pflaumen (35), Walnüsse, Erdnüsse, Citronen, Orangen.

Rum- u. Urat-Verschnitt von 1.35

Weine billig und doch gut

| | |
|------------------------------------|--------------------------------------|
| Dürkheimer Rot Liter nur 0.65 | Mistella 3/4 Ltr. Fl. 1.30 |
| Maitammerer weiß Ltr. nur 0.65 | Malaga 3/4 Ltr. Fl. 1.30 |
| Erlauer Burgund. 3/4 Ltr. Fl. 1.40 | Martiner 3/4 Ltr. Fl. 0.30 |

Dazu doppelte Rabatmarken

bei Einkauf von Badartiteln

Landshuter Lebensmittelhaus

Landshut bei St. Geistkirche und

Filiale in Rottenburg / Saaber

Anzeige aus dem Jahre 1932

Ich hoffe, dass dieser Weihnachtskalender vielen Menschen Freude bereitet. Denn er wurde mit viel Kraft und Energie von mir erstellt. Allen Betrachtern wünsche ich Frohe Weihnachten und eine besinnliche Zeit.

Ihr Heimatforscher aus Überzeugung und Leidenschaft, für unsere Kinder und Kindeskinde.

Franz Moises

